

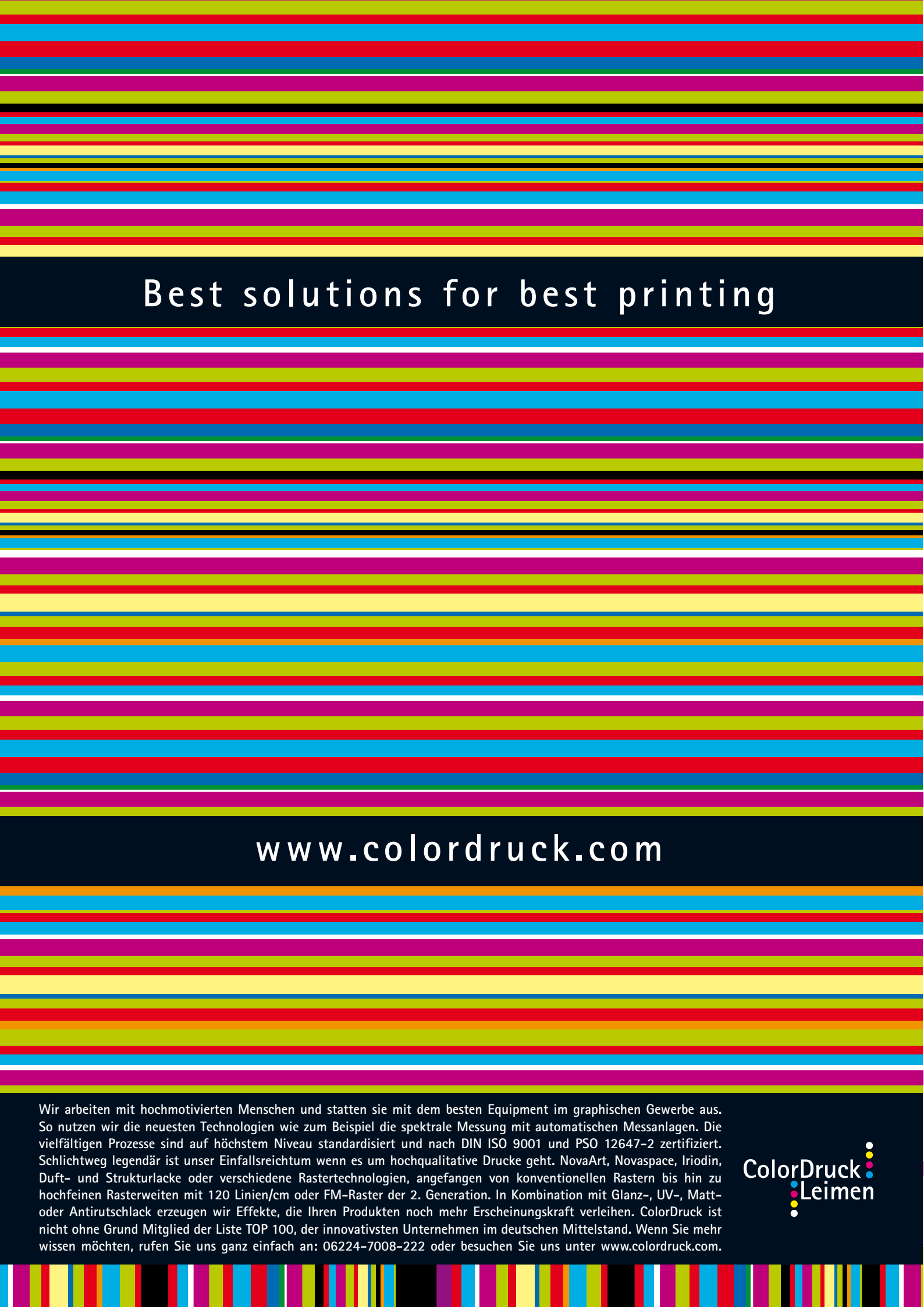


FAKTEN FÜR FIKTIONEN

WENN EXPERTEN DIE WIRKLICHKEIT DRANGLAUBEN LASSEN

Dokumentation der Jahrestagung netzwerk recherche e. V., 9. und 10. Juli, Hamburg 2010





Best solutions for best printing

www.colordruck.com

Wir arbeiten mit hochmotivierten Menschen und statten sie mit dem besten Equipment im graphischen Gewerbe aus. So nutzen wir die neuesten Technologien wie zum Beispiel die spektrale Messung mit automatischen Messanlagen. Die vielfältigen Prozesse sind auf höchstem Niveau standardisiert und nach DIN ISO 9001 und PSO 12647-2 zertifiziert. Schlichtweg legendär ist unser Einfallsreichtum wenn es um hochqualitative Drucke geht. NovaArt, Novaspace, Iriodin, Duft- und Strukturlacke oder verschiedene Rastertechnologien, angefangen von konventionellen Rastern bis hin zu hochfeinen Rasterweiten mit 120 Linien/cm oder FM-Raster der 2. Generation. In Kombination mit Glanz-, UV-, Matt- oder Antirutschlack erzeugen wir Effekte, die Ihren Produkten noch mehr Erscheinungskraft verleihen. ColorDruck ist nicht ohne Grund Mitglied der Liste TOP 100, der innovativsten Unternehmen im deutschen Mittelstand. Wenn Sie mehr wissen möchten, rufen Sie uns ganz einfach an: 06224-7008-222 oder besuchen Sie uns unter www.colordruck.com.

 ColorDruck
Leimen



FAKTENFÜRFIKTIONEN

WENN EXPERTEN DIE WIRKLICHKEIT DRANGLAUBEN LASSEN

Dokumentation

der Jahreskonferenz netzwerk recherche e. V.
9. und 10. Juli, Hamburg 2010

5 Vorwort | *Thomas Leif*

Reden

7 Eröffnungsrede | *Lutz Marmor*

9 Grußwort | *Thomas Krüger*

11 Eröffnungsrede | *Carolin Emcke*

Zur Lage des Journalismus

15 Laudatio auf den Gewinner der verschlossenen Auster: Katholische Kirche

Prof. Dr. Heribert Prantl

19 Gegenrede

Matthias Kopp

Berichte zu Panels, Foren und Einzelveranstaltungen

22 „Aufklärungs-Tsunami“ – über Deutschland | *Michael Feuersenger*

23 Die SoKo Sprache ermittelt | *Swantje Unterberg*

24 „Niemand ist bei Kritik so beleidigt wie Journalisten“

Dagmar Bartosch

25 Aussage gegen Aussage | *Christoph Gerken*

26 Zurück zu den Wurzeln | *Franziska Harich*

27 Gruppentherapie für freie Journalisten – Die neuen Sklaven der Verlage

Jenna A. Behrends

28 Der Kampf der Einsteiger | *Sorana Jacob*

29 Nicht teilnehmende Beobachtung | *Anchalee Rüländ*

30 „Ihr mit eurem Reportage-Getue“ | *Anne Imhoff*

31 Eine sehr deutsche Diskussion –Experten über Spezialisten

Tobias Fülbeck

33 Expertitis virulensis –Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie ...

Kristina Chmelar

34 „Schauen Sie mal in Ihre Organspendeausweise“ | *Söhnke Callsen*

- 35 Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! | *Marc Etzold*
- 38 Verstrickung der Eliten | *Saskia Müller*
- 39 Über Redakteurs-Typen im Bilde | *Niklas Schenck*
- 41 „Aufregung im Mediendschungel“ | *Marie Löwenstein*
- 42 Lob um jeden Preis? | *Grit Thümmel*
- 43 Bekenntnisse eines Bloggers | *Franco Liccione*
- 44 Zwei Minuten gegen Enten | *Marc Patzwald*
- 45 Von der Notwendigkeit einer zweiten Quelle | *Anastassia Stroeve*
- 46 Die Netzwerk-Recherches | *Claudia Beckschebe*
- 47 Bürgerdienst ohne Kompromisse | *Philipp Offenburg*
- 50 „Mein Vorteil: Ich bin Jüdin und Journalistin“ | *Raphael Rauch*
- 51 Lieber ohne Aufpasser | *Veronique Brüggemann*
- 52 „We are sorry for the inconvenience we might have brought to you“
Franco Liccione
- 53 Ein halbes Jahr nach dem Beben | *Evgenij Haperskij*
- 55 Die Quote – eine verbotene Liebe? | *Jenny Kaltenbrunnen*

Anhang

- 57 Pressespiegel
- 72 Impressum



*„Man muss die Glut weitertragen,
nicht die Asche.“
A.W. Graf von Faber-Castell*

Wann gelingt eine Konferenz?

Das Coca-Cola-Rezept für die mediale Begegnungs-Industrie.

Das wichtigste bei jeder Konferenz ist ungezwungenes „socializing“; von dieser zentralen Erkenntnis hochmöglicher Bildungsforscher haben viele Helfer zwar noch nie etwas gehört, ihre Botschaft haben sie aber schon verinnerlicht. Die meisten wollten in Hamburg in der „Referenten-Betreuung“ eingesetzt werden, weil man hier „Kontakte machen“ könne. Kontakte – das ist heute offenbar der neue Ersatz-Rohstoff beim betreiben eines ungeschützten Berufs. Leider haben sich hier nicht alle Blümenträume erfüllt.

Auch die Pausen für das vorrangige „socializing“ fielen einigen wieder mal zu knapp aus. Ähnlich frustriert war ein saturierter Magazin-Veteran: „zu viele junge Leute, zu wenige professionals“, grummelte er auf dem Weg zur Würstchenbude. Auch die Stipendiaten der KAS, die über Ergebnisse der panels, Erzählcafés und Diskussionen berichten sollten, mussten offenbar ohne (nennenswerten) Wissens-Mehrwert nach Hause reisen. „Enttäuschende Diskussionsrunde wegen fehlerhafter Besetzung,“ – so ihr Negativ-Ranking für die Debatte über den Berufseinstieg junger Journalist(inn)en. Doch auch die Kritik an der kritisierten Runde blieb im „Ungefähren.“ Es ist nicht leicht hohe Erwartungen zu erfüllen ...

Wann gelingt eine Konferenz? Jenseits überfüllter Räume, kontakt-strapazierter Promis, vagabundierender Moderatoren, zu „kritischer Einspielfilme“, konsens-orientierter Gesprächspartner und fehlender Publikums-Fragen gibt es aber auch viel Licht. Die traditionelle Hamburger Konferenz, eine Mischung aus „Handwerksmesse und Wundertüte“, nutzten mehr als 800 Teilnehmer und stellten sich ihr individuelles „Best-Of-Programm“ zusammen. Ihr Ertrag: (mehr) Wissen. Produktive Zweifel. Inspiration und Horizonterweiterung. Aufgelesen und gesammelt in Vorträgen, Debatten und natürlich persönlichen Gesprächen. Damit all die Gedanken und Sinnspuren nicht allzu schnell verdunsten, gibt es diese Dokumentation mit den vollständigen Reden, Texten, Bewertungen und der Medien-Resonanz.

Denn zu der Coca-Cola-Erfolgs-Mischung einer gelungenen Konferenz gehört stets auch die Reflexion und Dokumentation der wichtigsten Ergebnisse. Von den meisten Konferenzen – die von honorarstarken, ‘professionellen’ Agenturen für nicht-professionelle Veranstalter – organisiert werden, gibt es meist keine Auswertung. Warum? Weil es sich offenbar nicht lohnt.

Die Bewertung der Konferenz von Journalisten für Journalisten fällt nach der Analyse des Fragebogens, zahlreicher mails und Gespräche besser aus. Viele nehmen aus Hamburg einen Motivationsschub für ihren Job mit, zweifeln und prüfen möglicherweise häufiger als zuvor und denken künftig – frei nach der Gräfin Dönhoff – an den Leitsatz: Fakten sind nicht so wichtig, sondern wie die Fakten interpretiert werden.

Zuständig für das Reservoir an originellen Gedanken und hilfreichen Zweifeln waren auch in diesem Jahr vor allem mehr als 200 Referent(inn)en und Moderator(inn)en. Ihnen gilt der Dank von netzwerk recherche. Ohne die vielen „helping hands“ vor und hinter den Kulissen hätten sie ihre Ideen jedoch nicht entfalten können. Auch für diese großartige Teamleistung – vielen dank.

Wer das Coca-Cola-Erfolgs-Rezept für gelungene Konferenzen jetzt immer noch nicht verstanden hat, für den gibt’s hier die Kurzfassung in wenigen Buchstaben: „Geh’ dem Erfolg auf den Grund und du wirst Beharrlichkeit finden.“ Zu lang für eine sms – zu kurz für twitter.



Vorstand netzwerk recherche e. V.
Prof. Dr. Thomas Leif

August 2010



Eröffnungsrede

Lutz Marmor, Intendant NDR

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

auch von mir: Herzlich Willkommen zur Jahrestagung von Netzwerk Recherche! Wir sind zum neunten Mal in Folge Gastgeber der Konferenz. Das freut mich, denn ich schätze diese Veranstaltung. Sie passt gut zum NDR.

Der NDR hat in diesem Jahr sein Engagement noch einmal verstärkt. Wir freuen uns, Ihr Gastgeber zu sein!

Vielerorts wird mit großem Aufwand versucht, Medienkonferenzen zu initiieren, ich nenne nur den Internationalen Mediendialog in Hamburg. Die Jahrestagung von Netzwerk Recherche – eine Veranstaltung von Journalisten für Journalisten in den Räumen des NDR – ist fest etabliert. Darauf können Sie stolz sein. Ein Blick auf das Programm zeigt, dass es auch in diesem Jahr wieder gelungen ist, interessante Themen zu finden und hochkarätige Referenten zu gewinnen.

Je schwieriger die Zeiten werden, desto wichtiger ist es, in die Qualität der eigenen Arbeit zu investieren. Recherche – jedenfalls dann, wenn Sie über den zweiten Telefonanruf hinausgeht – macht Arbeit und sie kostet Geld. Doch die Investition lohnt sich – Ihnen brauche ich das nicht näher zu erläutern.

Mit dem Reporterpool von NDR Info haben wir ein Modell zur Verbesserung von Recherche gefunden, das inzwischen andere Unternehmen – zum Beispiel die WAZ Mediengruppe – kopieren. Damit verlieren wir vielleicht ein Alleinstellungsmerkmal, aber wir sind dennoch froh über diese Entwicklung. Guter Journalismus nützt allen und ist im digitalen Zeitalter wichtiger denn je.

Er bleibt, das gebe ich gerne zu, eine ständige Herausforderung. Sie brauchen die richtigen Leute, einen langen Atem, die nötigen finanziellen Mittel – und – das wird immer wichtiger – eine gute Rechtsabteilung. Je mehr Sie recherchieren, desto größer wird die Anzahl an juristischen Verfahren. Immer öfter versuchen Firmen oder Privatpersonen mit juristischen Mitteln unliebsame Berichterstattung zu verhindern. Oft geht es dabei nicht um den Kern der Sache, sondern um Nebensächlichkeiten. Wird ein Teilerfolg errungen, wird das öffentlichkeitswirksam per Pressemitteilung verkündet, obwohl der Kern der Berichterstattung davon unberührt bleibt.

Solche Fälle erleben wir häufig. Deshalb möchte ich an Sie appellieren: Übernehmen Sie diese Pressemitteilungen von Unternehmen nicht ungeprüft! Natürlich auch nicht die des

Senders. Fragen Sie zumindest beide Seiten und bilden Sie sich ein eigenes Urteil!

Allzu oft feiern Unternehmen einen Sieg, den sie gar nicht errungen haben. Das geschieht mit Hilfe von Journalistinnen und Journalisten, die sich ihre Arbeit zu einfach machen – man könnte auch sagen: sich gar keine Arbeit machen. Die häufigen Klagen zeigen auch: Die Anforderungen an die Journalistinnen und Journalisten, bis in die Details sorgfältig zu arbeiten, steigen.

Wir verlangen von unseren Leuten korrekte und sorgfältige Arbeit. Wenn etwas Falsches behauptet wurde, muss das im Programm richtig gestellt werden. Auch das gehört zur journalistischen Sorgfaltspflicht. Der Druck finanzstarker Lobbyisten darf umgekehrt aber nicht dazu führen, Berichterstattung zu verhindern!

In Anlehnung an das Zitat von Wilhelm Busch auf Ihrem Programmheft könnte man auch sagen: „Manche Prozesse sollen nicht, manche brauchen nicht, manche müssen geführt werden.“

Die Entwicklung, mit juristischen Mitteln gegen Journalistinnen und Journalisten vorzugehen, ist nicht neu – bei mir weckt sie den Kampfgeist. Auch das gehört zur journalistischen Ehre: Wenn wir Recht haben, werden wir auch dafür streiten, Recht zu bekommen.

Ich weiß, dass nicht jedes Medium die finanziellen und personellen Kapazitäten hat, sich so zu wehren wie der NDR. Ein großer Verlag darf aber genau so wenig wie ein öffentlich rechtlicher Sender klein beigegeben, wenn versucht wird, mit juristischen Mitteln Journalismus zu verhindern.

Wir werden das Verhalten von Unternehmen auch in unseren Sendungen thematisieren – in der Hoffnung, damit die Hürde für Klagen auch gegen andere zu erhöhen. Abmahnungen und einstweiligen Verfügungen sind immer wieder auch Thema der Jahreskonferenz von Netzwerk Recherche. Vielleicht bietet es sich an, im nächsten einen Blick darauf zu werfen, was aus den zahlreichen Verfahren in diesem Jahr geworden ist.

Ich biete Ihnen gerne an, auch im nächsten Jahr die Jahreskonferenz von Netzwerk Recherche zu unterstützen.

Jetzt wünsche ich Ihnen gute Gespräche, interessante Diskussionen und vor allem auch viel Spaß hier in Hamburg!

Grußwort

Thomas Krüger, Bundeszentrale für Politische Bildung

Das Gewissen unserer Zeit

„Nichts ist mehr so, wie es einmal war“ - mit diesem geflügelten Wort beschreiben Menschen seit dem 11. September gelegentlich Zäsuren von weltpolitischem Ausmaß. Es ließe sich aber ebenso gut auf die mediensystemischen Verwerfungen anwenden, die wir aktuell erleben: Die Wirtschaftskrise hat offenkundig Spuren hinterlassen – und sie ist nicht vorüber, jedenfalls noch nicht ganz.

Die Zeiten ändern sich radikal, auch und vor allem im Journalismus. Und lassen Sie mich dazu eines gleich vorwegschicken: Die Revolution durch das Internet ist keine Schimäre – und sie war es auch nie. Sie ist plötzlich greifbar geworden, überaus konkret und nicht mehr so abstrakt wie noch vor einigen Jahren. Wir merken inzwischen stärker am eigenen Leib, wie uns diese Veränderungen im Alltag begegnen: am Arbeitsplatz, auf Reisen, im Supermarkt, in der Behörde, aber auch in der täglichen Kommunikation mit unseren Freunden. Das Netz ist also längst kein Nebenthema mehr, sondern es prägt jeden Bereich unseres Lebens – im Positiven wie im Negativen.

Das Internet hat unsere Gesellschaft inzwischen fest im Griff. Ob wir diesen nun als Würgegriff empfinden oder ihn uns als Griff einer Tür vorstellen, hinter der sich Welten mit unglaublichen Möglichkeiten verbergen, liegt wie so oft im Auge des Betrachters. Es hängt aber zu einem wesentlichen Teil auch davon ab, ob dieser Betrachter einen professionellen Bezug zum Internet hat oder nicht.

Der Journalismus gehört zu jenen Berufen, die von den Umwälzungen durch das Internet mit Abstand am Stärksten betroffen sind. Dass sich dieser Wandel zum jetzigen Zeitpunkt in erster Linie negativ auf die ökonomische Situation der Medien auswirkt, ist zum Teil sicher fremdverschuldet. Der ökonomische Negativtrend ist allerdings kein Naturgesetz, sondern auch eine Konsequenz der Unterlassungssünden von Verlagen und Medienunternehmen. Die Verleger und Medienunternehmen haben es versäumt, frühzeitig Bezahlmodelle für ihre Online-Inhalte zu etablieren, um damit eine eigenständige Online-Qualität ihrer Angebote zu sichern. Jetzt müssen die Journalisten plötzlich zusehen, wie sie sich in Zukunft gegenüber nicht-journalistischen Informations- und Unterhaltungsangeboten behaupten, und müssen sich arg verspätet damit befassen, wie sich der technologische Wandel insgesamt auf das mediale und damit unser politisches System auswirken könnte.

In meiner Wahrnehmung ist es ein Paradoxon, dass heute zwar gerne und viel von Medienkonvergenz geredet wird, aber dass das Verständnis darüber, was das konkret bedeutet und welche Regeln gelten, im Journalismus erst schwach ausgebildet ist. Das, was jahrzehntelang getrennt war, wächst im Internet zwangsläufig zusammen. Und weil sich Journalisten jahrzehntelang entweder mit Wort, mit Ton oder Bild beschäftigt haben, neigen sie häufig dazu, die Probleme des Journalismus nicht im Großen und Ganzen zu betrachten, sondern aus ihren jeweils unterschiedlichen Gattungen – ob Presse, Radio oder Fernsehen - heraus zu interpretieren. Im Netz aber vermischen sich die hergebrachten Medien und darin liegt auch eine immense Chance, den Journalismus weiterzuentwickeln.

Ich gehöre jedenfalls nicht zu denjenigen, die das Internet und diejenigen, die es nutzen, per se verteufeln. Die Hybris, die manche Journalisten an den Tag legen, wenn sie wahllos auf Blogger oder Kommentatoren schimpfen, ist nicht nur töricht, sondern auch gefährlich: Wer die Bedürfnisse der Nutzer und Leser nicht ernst nimmt, wird sie auf Dauer verlieren. Es ist ja kein Geheimnis mehr, dass sich das Kräfteverhältnis zwischen Produzenten und Konsumenten zugunsten der Letzteren verschiebt – und damit müssen Sie als Journalisten umgehen.

Der Siegeszug des Internets hat den Printjournalismus in eine Identitätskrise gestürzt – an der die Branche jedoch eine Mitschuld trägt. Denn ob das Internet nun gut oder schlecht für den Journalismus ist, hängt ja davon ab, ob und wie man es professionell einsetzt. Es kann aber, soviel ist sicher, durch seine spezifische Beschaffenheit im Vergleich zu anderen Medien, das Erscheinungsbild journalistischer Angebote und deren handwerkliche Qualität entscheidend aufwerten.

Es gibt natürlich auch die Kehrseite des Internet, die Sie alle aus Ihrer beruflichen Praxis kennen: Die subkutanen Einflüsse auf den Journalismus durch gesteuerte PR-Informationen häufen sich und gefährden die journalistische Integrität. Die zunehmende Verschmelzung von Informations- und Entertainment-Industrie bleibt auch für den Journalismus nicht folgenlos – mitunter sind diese beiden Ebenen kaum mehr trennscharf; und nichtsdestoweniger hat das Internet auch die Expertenkultur revolutioniert, indem immer häufiger Informationen von selbst ernannten Experten an die Adresse der so genannten „seriösen Medien“ gelangen und von dort ungeprüft weiter verbreitet werden.

Die Tagung des Netzwerk Recherche behandelt also ein hochsensibles, statisch aufgeladenes Reizthema, das alle genannten Problemzonen des Journalismus – von der Bequemlichkeit der Journalisten über die PR-Durchdringung bis hin zur Experteninflation – streift und über das nicht immer gerne gesprochen wird.

Sie kennen vielleicht noch die unrühmliche Anekdote über einen renommierten Politikwissenschaftler, der kurz nach dem 11. September 2001 von einem Praktikanten interviewt werden sollte: Der Praktikant, der für eine große deutsche Sendeanstalt arbeitete, wurde mit einem Kamerateam in das Büro des Politikwissenschaftlers geschickt, um einige O-Töne für einen Beitrag einzufangen. Die erste Frage des Praktikanten an den Politikwissenschaftler vor laufender Kamera lautete: „Ich bin nur der Praktikant des Senders. Haben Sie einen Vorschlag, was ich Sie fragen könnte?“ Der Politikwissenschaftler antwortete: „Was wollen Sie denn wissen, junger Mann?“ Der Praktikant entgegnete: „Ich habe keine Ahnung. Man hat mich hergeschickt, weil niemand sonst Zeit hatte.“

Diese Geschichte hat sich inzwischen bestimmt schon hundertfach in allen möglichen Nuancierungen wiederholt, vielleicht in mehr oder weniger drastischer Ausprägung. Nun war es in jenem Fall so, dass der Politikwissenschaftler auch wegen der Erfahrung mit seinen Studenten souverän mit der Situation umgegangen ist und der Praktikant schließlich doch mit guten O-Tönen zurück in die Redaktion kehren konnte. Ich halte es aber für ein Signal höchster Alarmstufe, wenn heute noch auf diese Weise O-Töne im Hauptabendprogramm der großen Fernsehsender platziert werden könnten. Was wäre, wenn der Praktikant keinen Politikexperten interviewt hätte, sondern ein Mitglied von Al-Kaida oder einen Scientologen? Das hätte im einen wie im anderen Fall ganz böse ins Auge gehen können.

Ich will Ihnen noch eine andere kurze Begebenheit erzählen, diesmal aus der Presse: Ein bekannter Terrorexperte hat mir berichtet, er sei Ende 2005 von einer überregionalen Tageszeitung zu einem kurzen Interview zur Entführung von Susanne Osthoff im Irak gebeten worden. Damals ging bei einem Mitarbeiter der ARD in Bagdad eine Videobotschaft ein, in dem die Osthoff-Entführer von der Bundesregierung ein Ende der deutschen Unterstützung für den Irak forderten - mit einem Ultimatum von drei Tagen nach Ausstrahlung des Films im deutschen Fernsehen. Sie erinnern sich vielleicht, dass die ARD das Video damals nur als Standbild gezeigt hat, um sich nicht zum Mittäter des Geschehens machen zu lassen.

Der Terrorexperte erzählte mir jedenfalls, er sei vom stellvertretenden Chefredakteur der Tageszeitung angerufen worden, der ihn um ein kurzes Mail-Interview zu diesem Erpressungsversuch bat, das am Folgetag auf Seite eins als Beisteller zu einem größeren Aufmacher erscheinen

solle. Der Experte hatte schon einige Statements zu ähnlichen Themen gegeben, daher betrachtete er die Anfrage als keine große Sache. Der stellvertretende Chefredakteur schickte ihm also einige Fragen per Mail, und der Terrorexperte beantwortete diese innerhalb kürzester Zeit. Nachdem er seine Mail abgeschickt hatte, erhielt er 10 Minuten später einen Anruf des Chefredakteurs der Zeitung, der ihn fragte, ob er denn die Sache wirklich so sehe wie beschrieben, denn man müsse doch das und das noch bedenken. Und ob er nicht etwas mehr zu den Umständen sagen könne, wie Terroristen die Medien eigentlich für ihre Zwecke benutzten. Der Experte sagte: „Nein, das sehe ich tatsächlich so, und wenn ich Ihnen noch mehr darüber erzähle, wie Terroristen Medien instrumentalisieren, besteht doch die Gefahr, dass es Nachahmungstäter gibt, und deshalb möchte ich das nicht.“ Der stellvertretende Chefredakteur gab sich aber mit der Antwort nicht zufrieden und insistierte: Wenn es bei der Aussage bliebe und er nicht mehr dazu sagen wolle, müsse er sich möglicherweise nach einem anderen Experten umschauen. Dem Terrorexperten wurde das nun allmählich zu bunt, und er sagte dem stellvertretenden Chefredakteur: „Wenn Sie wirklich in einem Interview Anleitungen für Terroristen abdrucken wollen, handeln sie grob fahrlässig und verantwortungslos. Außerdem werde ich Ihre Recherchemethoden publik machen und meine Kollegen warnen.“ Der stellvertretende Chefredakteur legte schweigend auf, das Interview erschien am nächsten Tag in der Originalfassung.

Dieses Beispiel hat es in sich. Es verdeutlicht zum einen, dass sich Journalisten hin und wieder die Realität zurechtbiegen, wenn sie ihnen nicht passt – und das nicht nur auf Ebene von Praktikanten, sondern offenbar an höchster Stelle. Das Ganze nennt man wohl Thesenjournalismus, wenn Redaktionen wild herumtelefonieren, um geeignete Statements einzusammeln, die die These eines Beitrags stützen oder widerlegen können. Zum anderen finde ich den beinahe aggressiven Ton, der hier angeschlagen wurde und die Drohung, das Interview nicht zu publizieren, wenn dessen Aussagen nicht geändert werden, alles andere als professionell. Es muss auf den Experten ja so wirken, als dürfe er seine Meinung nicht unabhängig äußern, weil er ansonsten damit rechnen muss, dass sie bei Widerworten gar nicht erst publiziert wird – obwohl er ja angefragt wurde. Ich glaube, es wird an diesem Beispiel klar, dass sich Experten auf gar keinen Fall zum Spielball journalistischer Interessen umfunktionieren lassen dürfen, weil sie sonst ihre Glaubwürdigkeit verlieren.

Mein drittes und letztes Beispiel ist kurz. Es geht um all die Verlockungen und Halbwahrheiten im Internet, die eine neue Recherchekultur haben entstehen lassen. Sie alle erinnern sich noch an die Geschichte um den „falschen Wilhelm“, den ein Scherzbold als elften Vornamen des ehemaligen Bundeswirtschafts- und heutigen Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg frei erfunden und in

die Enzyklopädie Wikipedia eingegeben hatte. Mich hat damals erstaunt, wie viele so genannte „seriöse Medien“ diesen elften Vornamen ungeprüft übernommen haben, ohne zusätzliche Quellen zu konsultieren.

Bei diesem Beispiel handelt es sich keineswegs um eine Bagatelle. Denn dieser Hoax, also eine Falschmeldung oder ein Irrläufer, der über das Internet gestreut wird, sollte uns zweierlei zu denken geben: Dass das Wissen der Massen gelegentlich überprüft werden muss, weil die Möglichkeiten zur Manipulation im Internet schier grenzenlos sind. Und dass es heute umso mehr glaubwürdige, professionelle Informationsquellen geben muss, denen ich als Nutzer vertrauen kann. Die Vielstimmigkeit im Netz ist zwar urdemokratisch und stellt grundsätzlich einen Mehrwert dar - aber im Falle von wichtigen Nachrichten gilt umso mehr die Devise „Viele Hobby-Köche verderben den Brei“.

Das Ernüchternde aber ist: Auch im Journalismus selbst wird manipuliert, und zwar jeden Tag und in fast jeder Redaktion. Es hat mich nicht überrascht zu hören, dass es in vielen deutschen Redaktionen „Giftlisten“ gibt mit Namen von Experten, die nicht zu Wort kommen dürfen, weil ihre Meinung nicht der Redaktionslinie entspricht oder der Chefredakteur sie persönlich nicht leiden kann. Während einige Experten für Ihre Auftritte etliche hundert Euro Honorar bekommen, können andere noch nicht einmal einen feuchten Händedruck erwarten für die Bereitschaft, dem Publikum Auskunft zu geben. Jedes Jahr werden hunderte von Expertengesprächen geführt, von denen viele nicht gedruckt oder gesendet werden, weil sie den Redaktionen später aus inhaltlichen Gründen nicht mehr in den Kram passen oder ein anderer O-Ton prägnanter war. Viele Experteninterviews werden so lange frisiert und zurechtgestutzt, bis vom ursprünglichen Gespräch nur noch ein entstellter Korpus übrig bleibt. Ich weiß, dass viele Reporter von den Redaktionen mit dem Auftrag vor die Tür geschickt werden, um Statements einzuholen, die eine bestimmte These stützen sollen. Ich habe gehört, dass es in vielen Fernseh-Talkshows B- und C-Listen für Experten gibt, die zur Sicherheit von den Redaktionen angefragt, aber gleich wieder ausgeladen werden, sobald ein A-Listen-Experte zugesagt hat. Und schließlich kommt es auch vor, dass Experten letztlich auch den platten technischen Widrigkeiten zum Opfer fallen, weil das Licht falsch gesetzt oder der Kopf nicht richtig angeschnitten war.

Ich kann nur mutmaßen, dass einige Journalisten solche Redaktionsgeheimnisse gar nicht mehr schockieren, weil viele von ihnen das in ihren Redaktionen genau so praktizieren. Das sollte es aber, denn es verdeutlicht, wie unredlich manche Medien zunehmend arbeiten. Es zeigt nicht nur, dass die Performance und Sprachgewalt in der Expertenauswahl wichtiger sind als Kompetenz und Reflexionsniveau, sondern auch, dass sich Journalisten mitunter die Wirklichkeit zum Untertan machen wollen. Und ich meine

damit nicht unbedingt die einschlägigen Medien der Boulevardfraktion - nein, es geht auch und gerade um die so genannten Qualitätsmedien. In vielen Redaktionen rangiert Prominenz heute weit vor Kompetenz. Es ist ein bedenkliches Signal, wenn hier sogenannte „Gesichtsbekannte“ - so der Journalisten-Jargon - Experten, Politiker und andere Akteure den Vorrang erhalten. Hier ist es Zeit zum Umdenken. Im Zentrum der Expertenauswahl muss künftig das nachgewiesene Erfahrungswissen, die abgeklärte Substanz und die Validität der jeweiligen Analysen stehen.

Worauf ich hinaus will: Ich finde es wichtig und richtig, dass sich das Netzwerk Recherche selbstkritisch dieses heißen Themas angenommen hat. Der Journalismus genießt nicht mehr das Vertrauen, das er einmal hatte, das er sich über viele Jahrzehnte hart erarbeitet hat. Sein Publikum hat ihm großen Glauben geschenkt, und dieser Verantwortung sollte er sich bei jeder Zeile und Sendeminute bewusst sein. Journalisten sollten sich nicht als „Hohepriester“ der Information aufspielen, wie es der Internet-Experte Jeff Jarvis neulich im Interview mit Focus Online ausdrückte. Sie sollten niemals Begebenheiten und Ereignisse nach ihren Vorstellungen formen, sondern berichten, was Sache ist. Und sie sollten niemals die Privilegien ihres Berufes missbrauchen, indem sie sich durch ihr Herrschaftswissen Vorteile erschleichen. Wenn Journalisten dies nicht beherzigen, laufen Sie Gefahr, das in sie gesetzte Vertrauen endgültig zu verspielen.

Der Journalismus sollte sich stattdessen auf seinen kulturgeschichtlichen Stellenwert, seine ureigenen Talente, Tugenden und Techniken zurückbesinnen: der Recherche, der unabhängigen Prüfung von Quellen, der Hartnäckigkeit, Politikern auf den Fersen zu bleiben und der Fähigkeit, den Bürgern unsere komplizierte Welt näherzubringen und die Mitglieder unserer Gesellschaft zu integrieren, vor allem aber der wahrheitsgetreuen Darstellung, Spiegelung und Kommentierung von Gewesenem, Aktuellem und Kommendem. Journalisten sollten das sein, was sie schon immer waren: das Gewissen unserer Zeit - eine Instanz, der wir unser Vertrauen schenken und in dessen Hand wir die öffentliche Kontrolle und Kritik der Mächtigen unseres Landes aus Politik, Wirtschaft und Kirche legen können. Wenn Sie als Journalisten das weiterhin schaffen, brauchen wir uns vor einer Krise der Expertenkultur nicht zu fürchten.

Eröffnungsrede

Carolin Emcke, Journalistin

Zur Lage des Journalismus

Um gleich mit einer Enttäuschung zu beginnen:

Über die „gegenwärtige Lage des Journalismus“ werde ich nicht oder nicht vornehmlich sprechen. Davon verstehen andere mehr.

Aber ich dachte mir: hier bin ich nur einmal eingeladen, da kann ich auch gleich die Gelegenheit nutzen, und von dem sprechen, wovon ich was verstehe. Wo ich jetzt schon mal da bin, kann ich potentiell nur noch für die nächste Jahrestagung eingeladen werden.

Deswegen gebe ich auch gleich zu Anfang zu: die ewig selben Konferenzen auf der Suche nach der ganz neuen Art, Geschichten zu erzählen, haben mich meist gelangweilt, das narzistisch gekränkte Klagen über die Entwicklung des Journalismus durch Blogger und Vjs im Netz ebenso.

Mehr als das Internet schreckt mich die zunehmende Neigung unserer Zunft, sich angstvoll mit sich selbst zu beschäftigen, und darüber die Auseinandersetzung mit der Welt zu vernachlässigen. Diese Tendenz, die Wirklichkeit nur noch als Material für Texte oder Filme zu verstehen, also letztlich „Armut“ bloß für eine Rubrik zu halten, gehört zu den beunruhigendsten Deformationen des gegenwärtigen Journalismus und scheint mir schädlicher als jeder Konkurrenzdruck der Netzgemeinde.

Weil mich aber die soziale Welt mit ihren politischen, ethischen und existentiellen Fragen interessiert und der Journalismus nur in seiner kritischen Funktion im Bezug auf diese Welt, möchte ich stattdessen etwas anderes versuchen heute.

Ich möchte über die gegenwärtige Lage der Welt sprechen und erst in einem zweiten Schritt über den Journalismus, den es braucht, um auf diese Welt zu reagieren, sie abzubilden, zu hinterfragen, zu kritisieren.

Es geht also nicht um eine deskriptive, sondern um eine normative Betrachtung des Journalismus, nicht der Journalismus, den es gibt, ist mein Thema, sondern der, den es braucht, wenn denn Journalismus mehr als nur Journalismus, nämlich Öffentlichkeit sein soll, wenn denn die Öffentlichkeit relevant sein soll für eine demokratische Gesellschaft, die sich darin über ihre Werte oder ihre Lebensweise verständigen will.

Ich glaube allerdings auch, dass nur der Journalismus, der sich dem widmet, was gebraucht wird, seinerseits gebraucht wird, nur der Journalismus, den die existentiellen Fragen der Welt interessieren, eine eigene Existenzberechtigung hat.

Ich möchte drei verschiedene Aspekte der globalisierten Welt herausnehmen, die einerseits kennzeichnend für diesen zeithistorischen Augenblick sind, und die andererseits den Journalismus vor besondere Herausforderungen stellen. Die globale Welt ist verwoben, verwundbar, vernetzt. Anders

ausgedrückt: ich spreche über die kulturelle Dimension der Globalisierung, die politisch-ökonomische und die mediale. Die Globalisierung, die Finanzkrise und den Strukturwandel der Öffentlichkeit.

1. Die globale Welt ist verwoben

Ich ahne schon, dass Sie jetzt gelangweilt in ihren Programmheften blättern wollen, weil Sie denken, Sie wüssten alles über die Globalisierung, aber:

Hören Sie bitte genau zu: Musik ab!

„Lambarena - Bach to Africa“....Track 2.

Was Sie gehört haben, war die Verschmelzung von dem Chor „Lasset uns den nicht zerteilen“ aus der Johannes Passion von Johann Sebastian Bach mit dem „Sakanda“, einem traditionellen Gesang aus Gabun in der Sprache Obamba.

Warum ich Ihnen das vorspiele? Weil dieser Prozess der Vermischung, der Aneignung einer Tradition durch eine andere, dieses Aufleben einer kanonischen Literatur, Musik, eines Rituals oder einer Idee, genau das ist, was die Globalisierung jenseits der ökonomischen und fiskalischen Dimension bedeutet. Globalisierung, das illustriert diese Musik, bedeutet immer auch Hybridisierung, Vieldeutigkeit, Vielsprachigkeit! So ist es gerade die Eindeutigkeit, die zu den eindeutigsten Verlierern der Globalisierung gehört. Vermeintlich zweifelsfreie Behauptungen oder einfache Gewissheiten sind seltsam stumpf und fragwürdig geworden. Der Gestus der analytischen Sicherheit wirkt befremdlicher denn je. Ironischerweise taugt ausgerechnet die Globalisierung nicht zur globalen Analyse.

Allgemeine, universale Urteile zielen an der komplexen Wirklichkeit vorbei. Es gibt kaum eine Interpretation der politischen, ökonomischen, sozialen Dynamiken der Globalisierung, die nicht zur Differenzierung genötigt wäre; kaum eine Einschätzung der Vorzüge, die bestimmte Regionen oder Staaten genießen, ohne Hinweis auf die Nachteile für einzelne Landesteile, die davon ausgeschlossen sind; kaum eine Betrachtung der Verluste, die gewisse Bevölkerungsgruppen erleiden müssen ohne Einschränkung, der Norden kann nicht gegen den Süden, Männer können nicht gegen Frauen, Bauern nicht gegen Städter verrechnet werden.

Die intellektuellen Landkarten der Globalisierung können nicht einfach nur internationaler, sie müssen vor allem präziser und kleinteiliger werden. Globalisierung erzählt sich nicht in globalen, sondern in lokalen Geschichten.

Vielleicht hat die verengte Perspektive auf die ökonomische Ebene der globalisierten Welt diese Erkenntnis verzögert. In analytischer Hinsicht ist die Ambivalenz der große Gewinner der Globalisierung. Alle Phantasien von „Rein-

heit“ zerschellen an einer Wirklichkeit, die sich vor allem durch die dichte Verflechtung, die wechselseitige Abhängigkeit der einzelnen Teile auszeichnet.

Was das bedeutet für den Journalismus?

Es bedeutet zunächst, dass der Konzept-Journalismus, der Geschichten gern in Gewinner und Verlierer aufteilt, der polare Perspektiven aufbereitet, hier das Opfer, da der Täter, dass diese Art von Geschichten zu einfach sind, dass sie nicht mehr stimmen, dass sie zu grobkörnig sind für die Figuren und Strukturen einer so verwobenen Welt.

Es bedeutet auch, dass wir uns von dem so lieb gewonnenen Konzept der „Authentizität“ verabschieden sollten.

Diese Vorstellung, es gäbe das: einen „echten Muslim“, einen „authentischen Juden“, dieses Reinheitsgebot, das in Talkshows und Podien gepflegt wird, nur ein „echter“ Schwuler könne auch die Perspektive der Schwulen repräsentieren, nur eine „echte“ Afghanin könne die Position der Zivilbevölkerung Afghanistans erklären, und dabei klopfen wir uns auf die Schulter und denken, wir seien unglaublich liberal und tolerant, dass wir sie da überhaupt reinlassen, und fühlen uns irgendwie auch weltläufig.

Aber wie ausdifferenziert und bunt gemischt es in diesen Kulturen und Lebensformen zugeht, wie zerstritten und lebendig, widersprüchlich und vielseitig die individuellen Biographien sind, wie sie dieses starre, mediale Bild einer statischen, reinen Kultur oder Lebensform unterwandern – das zeigen wir selten.

Was spräche denn dagegen, zwei Afghanen einzuladen bei einer Diskussion über den Krieg? Was spräche dagegen, zwei Bundeswehr Soldaten aufs Betroffenensofa einzuladen? – und die Konflikte und Kontroversen zwischen ihnen zu zeigen? Was spräche dagegen, auch mal andere Muslime einzuladen: es gibt nicht nur Necla Kelek und Seyran Ates, sondern auch Hilal Sezgin und Özlem Topcu – um nur mal zwei zu nennen. Warum sollte in Zeiten der Mobilität und Flexibilität nur Herkunft und Zugehörigkeit zu einer Gruppe entscheidend sein? Wie sähe die journalistische Landschaft aus, wie sähe unser Bild von der Welt aus, wenn Juden nicht ausschließlich über Israel und den Holocaust ausgefragt würden, wenn Muslime nicht ausschließlich über al Qaida und Ehrenmorde befragt würden und Schwule nicht ausschließlich über Sex? Da sind sie immerhin in einer besseren Lage als Lesben, die dürfen nicht einmal über Sex reden.

Anders gefragt: zementieren wir mit unserer medialen Politik des Authentischen nicht die Vorstellung von einer Welt, die angeblich auseinanderfällt an den religiösen oder kulturellen Bruchstellen? Spielen wir damit nicht genau den radikalen Dogmatikern und Extremisten zu, die sich exakt diese Konfliktlinien nur wünschen? Und übersehen wir nicht stattdessen all die ökonomischen und sozialen Differenzen, von denen neoliberale Strategen sich wünschen, dass wir sie übersähen? Und verhindern wir nicht auf diese Weise, in dieser Fixierung auf religiöse oder kulturelle Herkunft, dass die eigentlichen Fragen gestellt werden: die nach den Bedin-

gungen von Unterdrückung und Gewalt, nach den Ursachen für Ausbeutung und Demütigung, die nach den Bedingungen sozialer Teilhabe, nach den sozialen Voraussetzungen für Bildung und Erziehung? Verhindert dieser ideologisch anerzogene Blick auf religiöse oder kulturelle Unterschiede das Verständnis für Ähnlichkeiten?

2. Die globale Welt ist verwundbar

Für jemanden wie mich, die den Wirtschaftsteil einer Zeitung nur als Rückseite der Sport-Berichterstattung wahrnimmt, bestand das Beunruhigendste der Finanzkrise eigentlich darin, dass ich auf einmal das Gefühl hatte, ich verstehe etwas von Wirtschaft.

Letztlich hatte jeder Laie sich das doch genau so vorgestellt, dass es bei einer Hypothek einer Immobilie um den Wert dieser Immobilie gehe, dass die Hypothek, wie oft auch immer so zerstückelt und weiterverkauft wird, in ihrem Wert immernoch abhängig ist von dem Wert des Hauses, das für sie bürgt, dass Kredit schon begrifflich etwas mit glauben und vertrauen zu tun hat, und dass eine Finanzwirtschaft, die sich zunehmend entkoppelt von der Realwirtschaft letztlich das ist, was Schopenhauer die „Welt als Wille und Vorstellung“ nannte, eine Finanzwelt also, in der nicht mehr mit materialen Werten von Produkten, Unternehmen oder unternehmerischen Ideen gehandelt wird, sondern in der nurmehr auf Projektionen gewettet wird, in der gehandelt wird mit der Erwartung, was für eine Erwartung andere in ein Produkt, eine Idee, ein Phänomen, ein Unternehmen haben werden.

Wenn uns die Finanzkrise eines vorgeführt hat, dann dass Globalisierung vor allem wechselseitige Verwundbarkeit bedeutet. Anders noch als der 11. September 2001, der als politisches Ereignis die Verwundbarkeit einer einzelnen Nation vorführte oder anders als die Wirtschaftskrise in Argentinien im Dezember 2001, die uns den fiskalischen Zusammenbruch eines Landes vorführte, gab es bei der Finanzkrise 2008..(und Folgende) kein Aussen mehr, keine Gegend, die nicht betroffen gewesen wäre. Die wechselseitige Verwobenheit entpuppte sich als wechselseitige Verwundbarkeit.

Die Euro-Krise und die Instabilität Griechenlands bedeutet zudem, dass es keine unwichtigen Länder mehr gibt. Die alte geostrategische Landkarte, die politische Ordnung der G8 oder auch der G 20 ist nicht nur moralisch-politisch fragwürdig geworden. Auch ein kleines, politisch schwaches Land kann das gesamte System gefährden.

Was das für den Journalismus heisst? Was für einen Journalismus es brauchte, um auf diese Entwicklungen reagieren zu können?

Ich denke, es bräuchte einen Journalismus, der sich nicht grundlos eine Ideologie zueigen macht, nur weil sie sich gerade durchsetzt. Philosophen nennen das einen „naturalistischen Fehlschluss“, nur weil etwas ist, heisst nicht, dass es gut ist, wie es ist.

Es braucht einen Journalismus, der es wieder wagt, mit

guten Gründen zu misstrauen, denn nur so ist eine Krise des Vertrauens, wie sie im Moment besteht, zu vermeiden, in dem wir rechtzeitig und begründet Zweifel äussern, und indem wir, als Journalisten, uns einer Aufgabe besinnen, die etwas aus der Mode gekommen scheint: Ideologiekritik als eine Form der Aufklärung, auf die wir uns ansonsten doch so vollmundig berufen.

3. Die globale Welt ist vernetzt

Die Globalisierung, so hat uns Nial Fergusson das formuliert, ist gekennzeichnet durch eine Verdichtung von Raum und eine Beschleunigung von Kommunikation, sie bedeutet letztlich eine „Aufhebung von Distanz“.

Mich interessiert hier nicht die Frage, ob diese Beschleunigung der Kommunikation, die Vernetzung den Untergang des Printjournalismus nach sich zieht.

Mich interessiert, was diese Beschleunigung von Kommunikation und die Entwicklung des Internets für unsere Vorstellung von Demokratie bedeuten.

Demokratie ist im Kern, im Rousseau'schen, aber auch im Kantischen Sinne Selbstgesetzgebung. Demokratie bedeutet, dass diejenigen, die von einer politischen Entscheidung betroffen sind, auch an ihrer Entstehung beteiligt werden. Anders gesagt: die Adressaten des Rechts müssen und dürfen in gewisser Hinsicht immer auch die Autoren des Rechts sein. Eben für diesen Prozess, diesen Entscheidungsfindungsprozess, in dem die Betroffenen, eine Gesellschaft, eine Region, eine Nation, Rechte und Werte erwägen und erörtern können, eben dafür braucht es in einer Demokratie eine kritische, unabhängige Öffentlichkeit. Es ist nicht wichtig, ob das per Radio oder Fernsehen, in Wochenzeitungen, im Internet oder auf Marktplätzen stattfindet, aber es braucht einen öffentlichen Ort, an dem eine Gesellschaft sich über ihre Werte und Lebensweise verständigen kann. In dieser Hinsicht stellt die Globalisierung ein riesiges Demokratie-Defizit dar: es sind unendlich viel mehr Menschen von politischen, ökonomischen, ökologischen oder sozialen Entscheidungen betroffen als an ihrer Entscheidung beteiligt sind, ja, die, die an einer Entscheidung beteiligt sind, wissen oftmals noch nicht einmal, wer und wie von dieser Entscheidung betroffen sind.

Und in dieser Hinsicht, braucht es einen Journalismus, der die Anderen nicht immer nur als die Anderen begreift, der Auslandsberichterstattung nicht als Berichte über eine ferne, fremde Welt versteht, sondern es braucht einen Journalismus, der diese Verwobenheit, diese Verwundbarkeit auch abbildet, der die Anderen als Eigene thematisiert, weil sie ein Recht haben, an den Diskussionen beteiligt zu werden, die sie selbst betreffen.

Es braucht einen Journalismus, der die eine globale Welt entwirft, auch wenn sie demokratisch noch nicht existiert, einen Journalismus, der immer mit einem utopischen Vorgriff das Wir einer Öffentlichkeit behauptet, auch wenn die politische Ordnung es noch unterdrückt. Aus dieser Perspektive, mit einem Blick für die demokratische Funktion einer Öffentlichkeit, als der Ort, an dem eine Gesellschaft über ihre

Werte und Lebensweisen diskutieren und streiten kann, aus dieser Perspektive erst wird die Entstehung des Internets interessant.

Wenn es stimmt, dass die Globalisierung und das Internet eine Verdichtung von Raum und Zeit und eine Beschleunigung von Kommunikation bedeuten, dann ist die Frage des Strukturwandels der Öffentlichkeit eine von elementarer politischer Relevanz.

Wenn es stimmt, dass das Internet die Öffentlichkeit zunehmend individualisiert und fragmentiert, was bedeutet das für eine Gesellschaft? Wie gelingen dann noch die demokratisch so wichtigen Selbstverständigungs-Diskurse über Werte und Normen, wenn eine Gesellschaft sich medial immer weiter aufsplittet? Inwiefern vergrößert zwar das Internet die partizipativen Möglichkeiten der Kommunikation, aber verringert möglicherweise die Gemeinsamkeiten, über die kommuniziert werden kann? Wenn eine demokratische Gesellschaft einen öffentlichen Raum zur Selbstverständigung braucht, wie gelingt diese Verständigung noch im Netz, das sich zunehmend in Milieus individualisiert und fragmentiert? Vielleicht muss es das: so wie im 19. Jahrhundert oder auch noch zu Teilen im 20. Jahrhundert die Diskussionen im halb-privaten Raum des Salons geführt wurden, zunächst in kleinen Kreisen und Milieus stattfanden, und erst nach und nach die Kreise der Debatten sich vergrößerten, verzweigten, erweiterten, vielleicht ergänzen sich auch so heute die kleinen Räume der Chatrooms und der Netzgemeinden, verlinken sich und erweitern sich zu größeren Öffentlichkeiten, vielleicht ist eine Öffentlichkeit, die sich über einen derart großen, internationalen Raum erstreckt, anders nicht denkbar.

Wenn ich also zum Schluß sagen darf, was für einen Journalismus es braucht für diese Welt, dann würde ich mir folgendes wünschen:

Einen Journalismus, der misstrauisch ist und zweifelnd daherkommt, nicht besserwisserisch, sondern fragend, ich würde mir Geschichten wünschen, die ambivalent und offen sind, nicht eindeutig und geschlossen und ich würde mir Journalisten wünschen, die leidenschaftlich und nachdenklich zugleich sind, die sich einlassen auf die Wirklichkeit jenseits des Hauptstadtbüros, die teilnehmend, nicht distanziert beobachten, dichte Beschreibungen von Gegenständen liefern und den Blick für die feinen Unterschiede behalten, ich würde mir einen Journalismus wünschen, der alle Genres des Internets entdeckt und bespielt, der sich die Räume dort erobert, wo es nötig ist, und sie sein lässt, wo es möglich ist, ich wünsche mir einen Journalismus, der nicht der Wirklichkeit hinterherhetzt, sondern sie kritisch hinterfragt, und, wie hat Henry Kissinger jüngst in einem Interview mit Newsweek gesagt: „You have to know the difference between what is urgent and what is important.“ In diesem Sinne wünsche ich mir einen Journalismus, der weniger am Eiligen als am Wichtigen sich orientiert. Vielen Dank!



Verleihung der „Verschlossenen Auster“ 2010 an die Katholische Kirche

Prof. Dr. Heribert Prantl, Leiter Redaktion Innenpolitik, Süddeutsche Zeitung

Laudatio

Der heilige Christophorus ist, wie allgemein bekannt, der Schutzpatron der Autofahrer. Aber nicht nur die Autofahrer haben einen Schutzpatron, sondern auch die Journalisten - die meisten Journalisten wissen das gar nicht. Viele Journalisten wollen wohl gar keinen katholischen Schutzpatron haben und empfinden ihn als aufgedrängte Bereicherung. Diese Bereicherung heißt jedenfalls Franz von Sales: Papst Pius XI. hat ihn im Jahr 1923 zum Journalistenpatron gekürt. Der heilige Franz von Sales lebte im 16. Jahrhundert und war Bischof von Genf. Im Jahr 1564, ganz am Beginn seiner priesterlichen Tätigkeit, erhielt er den Auftrag, die Menschen im Chablais, also südlich vom Genfer See, wieder für den katholischen Glauben zu gewinnen; sie waren im Zug der Reformation zum Calvinismus übergetreten. Als die politischen Machthaber von dieser Mission des Franz von Sales erfuhren, verboten sie der Bevölkerung unter Strafe, dessen Predigten zu besuchen. Der junge Prediger musste andere Wege finden, seine Botschaft unter Volk zu bringen. Er druckte also seine Predigten auf Flugblätter, heftete sie an Bäume, Tore und Haustüren. Und er hatte Erfolg damit: Nach drei Jahren konnte er seinem Bischof die Rückkehr der Bevölkerung zum katholischen Glauben berichten.

Dieser Erfolg beruhte nicht allein auf dem damals gerade modern gewordenen Medium Flugblatt, sondern vor allem darauf, dass der Mann die richtigen Worte fand: Erstens übernahm er nicht den damals bei Glaubensauseinandersetzung allgemein üblichen polemischen Stil; zweitens war seine Recherche über den Calvinismus, mit dem er sich auseinandersetzte, sehr präzise; drittens verfasste er seine Flugblatt-Texte in der Landessprache, was in der vom Latein beherrschten katholischen Kirche sensationell war.

Franz von Sales konnte also das, was die katholische Kirche heute nicht mehr kann: er war glaubwürdig; er kannte die richtigen Worte; er hatte die Sprache, um Gehör und Glauben zu finden. Diese große Gabe ist der katholischen Kirche nicht mehr gegeben. Eine Gemeinschaft, die vom Wort lebt wie keine andere, hat die Sprache verloren. Sie ist sprach- und sprechunfähig geworden, nicht nur, aber vor allem, wenn es um ihr Verhältnis zur Sexualität geht. Die Diskussion über den Zölibat samt der Sexualität der Priester ist ein Tabu, die Diskussion über die katholische Sexuallehre ist ein Tabu, das Reden über Verhütung ist tabu. Wenn es so viele Tabus gibt, gibt es keine Wahrhaftigkeit mehr. Die Institution, die diese Tabus aufgestellt hat, geht den heiklen Fragen aus dem Weg, weil sie keine Antworten geben will. Und

wenn die Fragen gleichwohl drängend werden, schlagen die Antworten Haken wie der Hase auf der Flucht. Ausgerechnet die Kirche als Fachinstitution für das Benennen und Eingestehen von Verfehlungen, als Fachinstitution für Schuldbekennnis, Buße, Reue und Vergebung musste und muss von Opfern und Medien gezwungen werden, Stellung zu beziehen.

Ritus und Liturgie der Kirche bauen auf den Glauben daran, dass Worte eine Kraft haben, die sogar Materie verwandeln kann. Das Wort hat die Kraft zur Wandlung. „Im Anfang war das Wort“ - so beginnt denn auch das Johannesevangelium. Das bedeutet unter anderem: Der Evangelist Johannes war der erste Kommunikationswissenschaftler. Und das bedeutet vor allem: Kirche ist Kommunikation. Ohne Kommunikation gibt es keine Mission, keine Klarheit, keine Wahrheit. Unterdrückung von Kommunikation ist daher nicht Mission, sondern Demission. Wenn beispielsweise das Bistum Regensburg gegen das Online-Portal Regensburg Digital klagt, wenn sie es Kritiker zum Schweigen bringen will, und sich die deutsche Bischofskonferenz weigert, dazu eine Stellungnahme abzugeben, dann mag das zwar juristisch zulässig sein, aber es ist eine Demission.

Die Kirche redet wenig, die Opfer reden viel. Aus der Schweigespirale ist eine Redespirale geworden; darüber mäkeln kann nur der, der die Opfer nicht kennt. Seitdem der mutige Pater Klaus Mertes als Rektor des Berliner Canisiuskollegs der Jesuiten im Januar 2010 in einem Brief an 600 ehemalige Schüler die jahrelangen sexuellen Übergriffe durch Lehrkräfte an seiner Schule öffentlich bekannt hat, haben Opfer im ganzen Land den Mut zum Reden gefunden. Die Erschütterung, die Mertes zu seinem Schritt getrieben hat, sie hat die Mauern der reformpädagogische orientierten Odenwald-Schule genauso zum Einsturz gebracht wie die des konservativen Klosters Ettal. Die Schweigespirale wurde umgedreht; und angesichts der vielen Jahrzehnte, die geschwiegen worden war, kann nach den paar Monaten des Erkennens und Bekennens gewiss nicht sagen, dass nun schon zu viel geredet wird. Dieses Reden ist das beste Mittel gegen sexuelle Gewalt.

Man muss mit den Opfern reden, dann versteht man, worum es geht. Matthias Drobinski, der Kirchenredakteur der Süddeutschen Zeitung, hat das so geschildert: „Sie rufen an und reden und hören gar nicht mehr auf, sie schreiben Mails, die kein Ende finden, die schreien vor Not und Bitterkeit. Die

Verletzung von vor 20, 30 oder 40 Jahren ist ihnen Gegenwart geblieben, die Demütigung, die ins Intime, ins letzte Eigene vordringt und es zerstört. Ein Erwachsener übt totale Macht aus über den Körper und die Seele eines Kindes - das allein ist furchtbar. Dass er es im Namen der Institution, der guten Sache, der Religion, gar Gottes tut, macht das Verbrechen unfassbar."

Die Kirche war nicht die Täterin des sexuellen Missbrauchs. Aber sie war und ist die Heimat der Täter. Sie hat ihnen die heiligen Räume zur Verfügung gestellt, in denen die Täter so geschützt agieren konnten und in denen die Opfer so ungeschützt waren; sie, die Kirche hat den Tätern die Würde des Amtes verliehen, mit der sie sich tarnen und in der sie sich verstecken konnten. Es sind so viele Amtsträger, die als unwürdig entlarvt worden sind, und bei fast allen hat die Amtskirche so lange weggeschaut hat. Und lügnerische Figuren wie der zurückgetretene Augsburger Bischof Walter Mixa haben das Wort Hierarchie zu einem Synonym für Heuchelei gemacht. Und so sind auch zahllose untadelige, hoch-engagierte Seelsorger und Jugenderzieher unter Generalverdacht geraten. Das ist gewiss nichts, was evangelische Christen klammheimlich freuen kann; denn dieser Generalverdacht infiziert alles Kirchliche.

Die Kirche hat eine Garantenstellung dafür, dass ihre Amtsträger die heiligen Räume, die Würde des Amtes und das damit verbundene Vertrauen nicht missbrauchen. Sie muss Vorsorge treffen, dass das nicht geschieht; und sie muss Nachsorge treffen, wenn es geschehen ist. Sie hat das so lange nicht getan: Die Amtskirche, bis hinauf zu dem Mann, der heute Papst ist, hat seinerzeit neue Verbrechen an Kindern nicht konsequent verhindert, als sie von den alten Verbrechen erfahren hatten. Sie hat pädophile Priester einfach wo anders hin versetzt, sie hat die Fälle von sexueller Gewalt an Schutzbefohlenen der Kirche viele Jahre systematisch verschleierte. Und erst in jüngster Zeit hat sie begonnen, die Schleier abzulegen und weg zu reißen - gedrängt von den Opfern und den Medien.

In der Kirche wird nun Klage geführt darüber, dass dieses Drängen nicht immer in ziemlicher Form geschehe, es wird Klage geführt über den Zorn, die Wut und den Hass, der angeblich in diesem Drängen steckt. Ja, es gibt diesen Zorn, diese Wut und es gibt vielleicht auch Hass - es wäre ein Wunder, wenn es nicht so wäre. Häßliches erzeugt Hass. Eine Kirche, die sich ja als Fachinstitution für den Umgang mit Verfehlungen begreift, darf sich darüber eigentlich zu allerletzt wundern. Ich selber wundere mich eher darüber, wie wenig reißerisch, wie sachlich und sorgfältig die Berichte über sexuelle Gewalt und Misshandlung trotz alledem ganz überwiegend waren und sind.

Der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller sieht seine Kirche von den Medien viel zu hart angepackt, er sieht bössartige Kräfte am Werk; er sieht die Kirche einer Verfol-

gung ausgesetzt wie unter dem Nationalsozialismus. In der Wortwahl steht er alleine. Aber in vielen Predigten wird die Kirche als verfolgte Unschuld präsentiert, bedrängt von einer feindlichen Kampagne, gejagt von antiklerikalen Journalisten, die angeblich aus Lust an der Zerstörung der letzten moralischen Anstalt handeln. Der Regensburger Bischof Müller hat den Journalisten, die über die Regensburger Domspatzen recherchierten, öffentlich „kriminelle Energie“ bescheinigt. Gegen die Kirche, so sagt er, wird gezischt, „als ob man gerade in einem Gänsestall hier die Gänse aufgeweckt hätte“. In einer Predigt sprach er von „missbrauchter Pressefreiheit“ und von einer „Diffamierungslizenz, mit der man scheinbar legal all diejenigen Personen und Glaubensgemeinschaften ihrer Würde beraubt, die sich dem totalitären Herrschaftsanspruch des Neo-Atheismus und der Diktatur des Relativismus nicht fügen.“ Es wird bei dieser Medienschelte, bei dieser Verfluchung so getan, als seien die Skandale nicht in der Kirche entstanden, sondern ihr von außen angetan worden.

Der Vorwurf „antikatholischer Propaganda“ wird auf den Webseiten der Regensburger Ordinariate erhoben, von einer „primitiven Manipulation und gezielten Volksverdummung“ ist die Rede und von einer Journalismus, der „die Wahrheit so unverschämt niederhält“, expressis verbis auch in Bezug auf die Süddeutsche Zeitung. Man möchte den Heiligen Franz von Sales zu Hilfe rufen: nicht für die Journalisten - sondern für einen maßlosen und uneinsichtigen Episkopus.

Sicher gibt es journalistische Fehlleistungen: Wenn etwa die Schüler vom Regensburger Domspatzen-Gymnasium am Schulhof abgefangen werden, wenn ihnen regelrecht aufgelauert wird, dann ist das eher Stalking als fairer Journalismus. Solche Verirrungen gibt es, leider, bei anderen Skandalen auch. Aber bei den angeblichen Verfehlungen, die der Regensburger Bischof geißelt, handelt es sich nicht um Verfehlungen, sondern um Journalismus. Eine „ständige Wiederholung von Vorgängen aus alter Zeit“ hat der Bischof beklagt, welche nur den Sinn habe, die Kirche als verderbten Laden darzustellen. Er erkennt, wie Journalismus funktioniert; er erkennt, wie Aufklärung funktioniert. Franz von Sales hätte es gewusst. Es ist gewiss richtig, dass die Fakten, dass die einschlägigen „Fälle“ aus den diversen Diözesen und Klöstern immer wieder wiederholt worden sind, weil die neu entdeckten „Missbrauchsfälle“ in die alten eingereiht wurden. Das ist aber kein Torte, der der Kirche angetan wird. Es wird auf diese Weise nur der Fortsetzungszusammenhang hergestellt. Das ist bei Skandalen in der Kirche nicht anders als bei denen in der Politik, bei Siemens, BP, VW oder den Banken.

Die Amtskirche hat aber geglaubt und glaubt zum Teil immer noch, ihr gebühre ein schonender Sonderstatus, sie sei unantastbar, weil sie so alt, erhaben und wertvoll sei. Anders herum wird ein Schuh daraus. Wer, wie es die Kirche

tut und immer getan hat, sich die Rolle der Hüterin der öffentlichen Moral zuschreibt, wer, wie es die Kirche tut und immer getan hat, gern darauf verweist, dass er über ein gereiftes Orientierungswissen und über besondere Problemlösungskompetenz verfüge, der muss sich schon genau anschauen lassen, wenn es um die Unmoral in den eigenen Reihen geht, und der muss sich fragen lassen, wie es denn um die Qualität dieses Orientierungswissens bestellt ist und wo die Problemlösungskompetenz bleibt.

Viel zu lange hat sich die Kirche nur selbst beweihräuchert, hat ihrem Nimbus das Wohl der Menschen untergeordnet und sich für sakrosankt erklärt, hat Gehorsam befohlen und Gefolgschaft reklamiert, hat vertuscht, was nicht zum Bild von ihr passte. Dabei ist das Herz der Kirche erstarrt. Es hat sein Mitgefühl verloren. Statt für sie Zufluchtsort zu sein, sich zu öffnen, zuzuhören, ihre Nöte wahrzunehmen, Trost zu spenden, Hilfe zu geben und selbst bußfertig zu sein, hat sie sich verbarrikadiert, kritische Fragen an sich abprallen lassen und darauf mit rechthaberischen Worten gekontert. Das unselige Ultimatum von Erzbischof Zollitsch, dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, an Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger war ein letzter Ausläufer dieser Haltung: Sie sollte sich binnen 24 Stunden für den Vorwurf entschuldigen, die Kirche würde mit den Strafverfolgungsbehörden nicht konstruktiv zusammenarbeiten. Dieses katholische Ultimatum hatte bei aller Empörung etwas Hilfloses, es war ein Ausdruck hilfloser Empörung. Die Zeiten, in denen die Kirche mit Fluch und Bann beeindrucken konnte, sind eigentlich lang vorbei.

Nach langen Jahren des Schweigens und des Verdrängens hat sich die Kirche schließlich doch zur Aufklärung und Verfolgung von sexueller Gewalt durchgerungen. Sie hat in den vergangenen Monaten Stärke gezeigt beim administrativen Reagieren auf den Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Aber über den katholischen Geschmack des Missbrauchsskandals, wie das der Jesuit Klaus Mertes formuliert hat, kann sie nach wie vor nicht reden.

Die Kirche und ihre Krise: Kirche ist Kirche nur dann, wenn sie für andere da ist. Denn Kirche ist ursprünglich und eigentlich die Stimme der Schwachen. Aber im sogenannten Missbrauchsskandal überwiegt in der Amtskirche noch immer die Sorge um die Institution die Anteilnahme mit den Opfern. Es zeigt sich hier das kalte Herz der Kirche. Wenn sie aber vor allem für sich und zu ihrer Selbstverteidigung da ist, verliert sie sich. Mehr als jede Kirchenkritik der Kirche schaden kann, schadet sie sich selbst, wenn sie sich der Diskussion verschließt und versperrt.

Das Problem der Kirche ist nicht die Öffentlichkeit, ihr Problem sind nicht die Medien, ihr Problem ist die sexuelle Gewalt und ihr Umgang damit. Andere Diözesen, andere Bischöfe haben ganz anders reagiert als Bischof Müller in Regensburg. Erzbischof Reinhard Marx in München-Frei-

sung hat die Devise ausgegeben: „Nichts verschweigen, nichts vertuschen, der Wahrheit ins Auge sehen“. Marx hat diese Devise auch praktiziert. Aber das zentrale Problem bleibt, es ist die „Unfähigkeit, die eigenen pathogenen Strukturen und die Folgen der klerikalen Vertuschungen zu erkennen, zu erörtern und daraus praktische Konsequenzen zu ziehen“, wie es Franz-Xaver Kaufmann auf den Punkt gebracht hat. Pädophilie ist das Risiko einer zwangszölibatären und monosexuellen Kirche, der in 2000 Jahren zwar die Vertreibung der Frauen aus allen Machtpositionen, aber nicht die Entsexualisierung des Menschen gelingen konnte. Die Kirche und ihre Krise: Kirche ist Kirche nur dann, wenn sie für andere da ist. Denn Kirche ist ursprünglich und eigentlich die Stimme der Schwachen. Aber im sogenannten Missbrauchsskandal überwiegt in der Amtskirche noch immer die Sorge um die Institution die Anteilnahme mit den Opfern. Es zeigt sich hier das kalte Herz der Kirche. Wenn sie aber vor allem für sich und zu ihrer Selbstverteidigung da ist, verliert sie sich. Mehr als jede Kirchenkritik der Kirche schaden kann, schadet sie sich selbst, wenn sie sich der Diskussion verschließt und versperrt.

Zur Preisverleihung: Das Netzwerk Recherche verleiht die verschlossen Auster an die katholische Kirche in toto. „Die“ katholische Kirche als einen kompakten Block des Wegschauens, als ein monolithisches Kartell des Schweigens gibt es nicht mehr. Es gibt auf der einen Seite einen Pater Klaus Mertes, den Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, der mit seinem Mut zu Aufdeckung und Aufklärung den Schritt hin zu einer kirchlichen Verantwortungskultur getan hat. Es gibt den Jesuitenprovinzial Stefan Dartmann, der weltweit alle Jesuiten, die Kinder missbraucht haben, aufgefordert hat, sich selbst anzuzeigen. Es gibt den wackeren Alois Glück vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken, der den Pflichtzölibat in Frage stellt. Es gibt den München Erzbischof Reinhard Marx, der das höchst widerstrebende Kloster Ettal zum öffentlichen Bekenntnis gezwungen hat. Es gibt einen Papst Benedikt XI., der vor kurzem auf dem Flug zum Wallfahrtsort Fatima bekannt hat, dass „die größte Verfolgung“ der Kirche nicht „von den äußeren Feinden“ kommt, sondern aus dem Inneren, „aus der Sünde in der Kirche“.

Und es gibt die ganz andere Seite der Kirche, auch in der Person des genannten Papstes Benedikt XI, der zuletzt die deutschen Bischöfe Zollitsch und Marx dafür gerügt hat, dass sie mit dem lügnerischen Amtsbruder Mixa nicht gnädig genug umgegangen seien. Es gibt den Papst, der beharrlich schweigt, wenn alle Welt eine Erklärung erwartet, der keinen Sinn hat für rechten Augenblick, keinen Sinn für den Kairos, für das große Mea Culpa, vor dem sein Vorgänger nicht zögerte. Es gibt die Mönche von Ettal, die sich so verfolgt wähnen wie der Regensburger Bischof Müller, es gibt eine Kirchenpresse, die schnell beleidigt ist. Es gibt einen Vatikan, dessen Verhalten in Skandal und Krise an die Echterner Springprozession erinnert. Dort sprangen einst die Gläubigen drei Schritte vor und zwei zurück und kamen

dann irgendwann ein Grab des heiligen Willibrod an, der zu Hilfe bei Krämpfen und Nervenleiden angerufen wird. Im Missbrauchsskandal ist es so, dass die Kurie nicht nur vor und zurück, sondern auch seitlich springt: Einem Bekenntnis folgen zwei Beschwichtigungen und drei Ausreden.

Es gibt eine Kirche, deren Selbstmitleid größer ist als das Mitleid mit den Opfern. Es gibt eine Kirche, die glaubt, sie habe lediglich ein Problem mit angeblich missliebigen Medien. Dieser Kirche widme ich diesen Negativ-Preis, die „verschlossene Auster“. Ich widme ihn, pars pro toto, dem Bischof meiner Heimatdiözese Regensburg, dem Bischof Gerhard Ludwig Müller. In diesem Bistum Regensburg liegt Wackersdorf, der Ort, an dem einst eine Wiederaufbereitungsanlage gebaut und mit aller Macht und Staatsgewalt gegen den Willen der Bevölkerung durchgesetzt werden sollte. Was Wackersdorf für die CSU war, ist Bischof Müller für die katholische Kirche: ein Fiasko.

Kirche kann ihr gesellschaftliches Gewicht nicht mit Geld, Geschichte und Steuermitteln erhalten oder zeugen. Es ent-

steht von selber durch Glaubwürdigkeit, und es verfällt mit Unglaubwürdigkeit. Die Kirche braucht das, was die Mediziner „restitutio in integrum“ nennen, die vollständige Ausheilung. Mit der Forderung nach Öffnung und Demokratisierung hat Papst Johannes Paul II einst den Ostblock gesprengt. Diese Forderung „liegt jetzt auf den Stufen des Petersdoms“ (so Jobst Paul im DISS-Journal 19/2010). Damals, im Ostblock, hieß das Neue „Glasnost“ und „Perestrojka“. Heute, in der katholischen Kirche, heißt es, unter anderem, Aufhebung des Pflicht-Zölibats und Frauen-Ordination. Glaubwürdig wird die Kirche nur dann, wenn sie den Ursachen für die sexuelle Gewalt und deren jahrzehntelange Vertuschung auf den Grund geht. Sie muss dazu die verstörten und empörten Fragen der Menschen hören.

Ich habe mit dem Heiligen Franz von Sales begonnen; mit ihm will ich meine Rede jetzt auch beschließen. Dieser heilige Franz von Sales ist nämlich nicht nur Patron der Journalisten. Er ist auch Patron der Gehörlosen. Als solchen möchte man ihn bitten, sich doch der katholischen Kirche anzunehmen.



Verleihung der „Verschlossenen Auster“ 2010 an die Katholische Kirche

Matthias Kopp, Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn

Gegenrede

Sehr geehrter Herr Dr. Leif,
sehr geehrter, lieber Laudator Prantl,
verehrte Damen und Herren!

Genau genommen könnte ich es mir einfach machen und gleich, nach meiner Rede sagen: Ich nehme den Preis nicht an. Damit würden vielleicht manche Klischees bedient, die von der katholischen Kirche allgemeingängig vorliegen, aber so einfach möchte ich es mir nicht machen.

Mit meinem Kommen heute als Vertreter einer Pressestelle in der katholischen Kirche und als jemandem, dem Kommunikation am Herzen liegt, will ich mich der Auster stellen. Ich freue mich, viele Bekannte hier wieder zu sehen: aus meiner Zeit als Sprecher des Weltjugendtags in Köln und der ersten Papstreise, als Sprecher der Düsseldorfer Staatskanzlei und seit anderthalb Jahren als Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz.

Also: Ich nehme den Preis an, um deutlich zu machen: Ja, wir haben die schwerste Krise der katholischen Kirche in Deutschland seit 1945. Ja, wir haben uns in der Frage des Missbrauchs zu lange schützend vor die Täter gestellt und zu wenig um die Opfer gekümmert. Ja, wir haben Fehler in der Kommunikation gemacht.

Thomas von Aquin, der große Kirchenlehrer im Mittelalter sagt von der Auster: „So verschlossen sie ist, so viel Wertvolles birgt sie inne.“

Als die Veranstalter dieses Kongresses an uns herangetreten sind, die „Auster 2010“ in Hamburg entgegen zu nehmen für die – angeblich – verschlossenste Kommunikation, habe ich zugesagt. Ich verstehe die Auszeichnung als eine kritische Würdigung der Kommunikation insgesamt der Kirche in Deutschland und nicht allein der Bischofskonferenz. Gerade deshalb nehme ich den Preis an – um deutlich zu machen, dass zur Kirche der Dialog mit der Welt selbstverständlich und wesentlich dazu gehört, auch wenn es sich für Sie Journalistinnen und Journalisten sicherlich manchmal anders darstellt.

Ich danke Ihnen, Herr Prantl, für Ihre kritische Laudatio. Allerdings muss ich Ihnen doch widersprechen, wenn Sie der Kirche vorwerfen, wir würden uns den aktuellen Fragen und Problemen nicht stellen. Die schlimmen Missbrauchsfälle, der oft tragische Umgang damit und der klare Aufklärungswille der Bischöfe sind bekannt. Wir befinden uns in einem

Lernprozess: Deshalb gibt es einen Bischof als Missbrauchsbeauftragten, deshalb existiert eine sehr gefragte Hotline, deshalb beteiligen wir uns an Runden Tischen in Berlin. Im Klartext: Wir stellen uns unserer Verantwortung! Wenn ich also Thomas von Aquin hier in Hamburg bemühe, dann um deutlich zu machen, dass Ihr Preis für die katholische Kirche durchaus wichtig ist: Sie mag zwar hier und da verschlossen sein, aber wie uns das Leben lehrt, will das Wertvolle mit Bedacht entdeckt sein. Zudem: Stellen Sie sich einmal vor, wir wären so transparent wie deutsche Ministerien und Wirtschaftsunternehmen, da hätten Sie ja nichts mehr zu recherchieren.

Was aber macht das Spannende an der Kirche aus, das manchmal für Sie vielleicht auch Strapaziose, wenn es in den Bistümern und ihren Pressestellen nicht so schnell geht, wie Sie es sich wünschen? Mein Freund und Ihr Kollege Alexander Smolczyk vom Spiegel hat das treffend in seinem Buch „Vatikanistan“ beschrieben. Es sei schwierig in den Vatikan hinzukommen, nicht nur weil er von hohen Mauern umgeben sei. Sondern weil die Kirche nicht von dieser Welt sei. Das heißt: Die Kirche hat eine Verantwortung für das Jenseits, sie fragt immer nach dem Gegenüber, dem Transzendenten.

Darum geht es, verehrte Kolleginnen und Kollegen: Wir sind als Kirche eben kein Wirtschaftsunternehmen, auch wenn wir in den Bistümern und im Vatikan regelmäßig die Haushaltsbilanz vorstellen.

Wir sind als Kirche eben keine politische Partei, auch wenn wir sehr darauf achten müssen, unsere Mitglieder weiter zu binden. Es gibt keine Vorstände, die vom Aufsichtsrat abgelöst werden können. Es gibt vielmehr Bischöfe, die – einmal in die Pflicht genommen – in eigener Verantwortung handeln sollen und wollen. Wenn man diese Eigengesetzlichkeit der katholischen Kirche in Betracht zieht, dann sieht man: Wir sind als Kirche kein Dilettantenverein in Fragen der Öffentlichkeitsarbeit, auch wenn wir die Erwartungen derer enttäuschen, die von uns eine Konzernkommunikation erwarten. Ich gebe aber auch zu: Natürlich können wir manches noch in unserer Kommunikation verbessern.

Was ist nun das Positive, das Wertvolle der Kirche? Ich will hier und heute keine fromme Predigt halten, aber doch unterstreichen: Unsere Verantwortung ist es, die biblische Botschaft zu wahren. Daran scheitern wir manchmal, wie wir alle in den vergangenen Monaten schmerzlich erfahren haben.

Deshalb sehe ich die Auster durchaus als Chance: Sie werden bei uns in der Bischofskonferenz offene Türen finden, wenn Sie mit Ihren Fragen oder Interviewwünschen kommen. Wir behandeln solche Anfragen genau so professionell wie Sie es anderswo erleben. Da kommt es aber eben auch vor, dass wir keinen Interviewpartner vermitteln können oder zu Rechercheanfragen keinen Kommentar geben. Damit sind wir kaum verschlossener als andere Institutionen. Ich weiß, dass eine solche Aussage Sie als Journalistinnen und Journalisten nicht glücklich macht. Aber Sie werden auch Verständnis für meine Seite des Schreibtisches haben.

Was wir als Kirche aber erwarten ist Fairness. Diese Fairness haben wir bei aller markant von Ihnen vorgetragenen Kritik auch weitgehend erlebt. Es gibt nur wenige Beispiele, die alles andere als fair waren. Dann zum Beispiel, wenn ein von uns vermittelter kirchlicher Gesprächspartner in einer Talksendung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks am Ende mit einem Witz über den Zölibat vor alle Augen gedemütigt wird. Oder wenn wir einem Privatsender einen professionellen Gesprächspartner vermitteln, auf diesen dann aber verzichtet wird, um einen fast 90-jährigen Prälaten in einer Fronleichnamsprozession ohne Rücksicht auf das religiöse Geschehen zu interviewen. Hier gibt es Grenzen, die Sie

bei sich auch nicht übertreten wissen wollen. Das erwarten auch wir als katholische Kirche in Deutschland.

Fairness – das bedeutet auch, als Journalist die eigenen Klischees und Vorurteil über Kirche zu hinterfragen. Wer sich die Mühe macht, ein wenig hinter die Vorhänge und Vorurteile zu schauen, der sieht weit mehr, als von vielen vermutet: Wir sind kein monolithischer Block. Wir haben ohne Zweifel Fehler gemacht und sind dabei, Fehler aus der Vergangenheit aufzuarbeiten. Wir tun das, weil wir Kommunikation wollen, dafür stehe ich heute hier in Hamburg. Verstehen Sie das nicht als vollmundige Redensweise. Es ist ein sehr ernst gemeintes offenes: Wir sind bereit! Wir verschließen uns nicht der Kommunikation. Eine Kirche, die den Menschen nahe sein will, kann sich unmöglich von der Welt separieren. Aber wir hoffen, dass sich die Welt mit uns seriös beschäftigt – auch in der Recherche, die manchmal vielleicht aufwendiger ist als sonst, weil die Kirche heute nicht mehr eine in allen Details und Riten bekannte Institution ist.

In diesem Sinne: Danke für die Auster. Sie dürfen sicher sein: Wir werden als Kirche auch weiterhin versuchen, Sie mit dem Gegenteil dessen zu überraschen, was uns dieser Preis bescheinigen soll.



Berichte zu Panels Foren und Einzelveranstaltungen



erstellt von

* Absolventen der Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung

** Studenten der Journalistik, Universität Hamburg

Reporter-Forum / „Mixa und Co. – Der Missbrauchsskandal in den Medien“

mit Gernot Facius (Die Welt), Matthias Kopp (Deutsche Bischofskonferenz), Annegret Laakmann („Wir sind Kirche“), Heribert Prantl (Süddeutsche Zeitung). Moderation: Britta Baas (Publik Forum)

„Aufklärungs-Tsunami“ – über Deutschland

von Michael Feuersenger*

Wer dieser Tage über die Katholische Kirche in Deutschland redet, hat auch über das Thema Missbrauch zu sprechen. Über die vielen Fälle körperlicher und seelischer Gewalt gegen Kinder und Jugendliche, die der „Aufklärungs-Tsunami“, so beschreibt Moderatorin Britta Baas von Publik Forum die Entwicklung in den vergangenen Monaten, hoch gespült hat. Sie sind noch einmal mehr zu beklagen, wo das „Intime, [...] letzte Eigene“ verletzt worden ist, wie es der Süddeutsche-Redakteur Matthias Drobinski an anderer Stelle sensibel beschrieben hat.

Ist ein Tsunami ein temporäres Ereignis, steckt die Katholische Kirche unbestritten im Tief. Der Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, spricht gar von „ihrer größten Krise seit 1945“. Kaum ein Tag im zurück liegenden halben Jahr, an dem die Medien nichts im Zusammenhang mit dem Missbrauch, seinen Folgen, seiner Aufarbeitung zu berichten gehabt haben.

Wie ist die Katholische Kirche plötzlich ins Auge des Sturms geraten, was hat den Missbrauch ins Zentrum der Berichterstattung gerückt? Heribert Prantl, Ressortleiter Innenpolitik bei der Süddeutschen Zeitung, vergleicht die Ereigniskette etwa mit einem Puzzle: Mit jedem Stück, das hinzu gekommen ist, sei erst allmählich die Dimension des Skandals erahnbar geworden. Missbrauch ereignet sich in allen Bereichen von Gesellschaft: im Sport, in der Schule, in der Familie. Das hat Moderatorin Baas eingangs klar gemacht. Unter dem Dach der Kirche bekommt er eine andere Qualität! Prantl unpretiös: Wer moralische Autorität für sich reklamieren, der müsse sich auch an den eigenen Ansprüchen messen lassen.

Indes warnt Matthias Kopp vor einem „Pranger“, an den die Katholische Kirche womöglich gestellt werden solle. Schonungslose Aufklärung, ja. Aber fair. Kopp versicherte, die Kirche habe begriffen, dass eine angemessene Auseinandersetzung mit den Missbrauchsfällen nur entschlossen, offen und ehrlich geschehen kann. Diese zentrale Einsicht hat auch Heribert Prantl in seinem Schlussstatement noch einmal unterstrichen.

Wie sieht es nun aus, das Verhältnis von Kirche und Medien? Besonders im Hinblick auf das Thema Missbrauch. „Die Katholische Kirche steht insgesamt unter verschärfter Beobachtung“, konstatiert Gernot Facius (Die Welt). Zudem mache sie, die Kirche, es den Journalisten freilich nicht leicht, umfassend zu recherchieren, bemerkte Annegret

Laakmann von der Initiative „Wir sind Kirche“, die einzige Nicht-Journalistin auf dem Podium. Dass die Vielfalt der Katholischen Kirche in Deutschland insgesamt journalistische Recherche nicht einfacher mache, räumte Matthias Kopp ein. Manchmal sei eine zurückhaltende Pressearbeit auch notwendig. Vielleicht aus Sorge um die Kirche. Zuweilen vielleicht auch aus falsch verstandener Sorge.

Die Medien von Print und Online, Funk und Fernsehen haben ein zweifaches geleistet, das ist in der Diskussion deutlich geworden: Die überregionalen Medien haben geschehenes Unrecht öffentlich gemacht und für es sensibilisiert. Besonders die regionalen und lokalen Medien haben dazu beigetragen, einzelne Schicksale aufzuarbeiten. Der Hinweis Kopp, dass die Pressestellen der einzelnen Diözesen und der Deutschen Bischofskonferenz dies unterstützt haben, ist unwidersprochen geblieben.

Über das Podium, über das hier berichtet wird, ist scheinbar kein Sturm hinweg gefegt. Vielmehr ist hier und da deutlich geworden, wie sehr Menschen derzeit auch persönlich mit ihrer Kirche ringen. Besonders Prantl hat dafür Worte gefunden. Dass kirchenkritische Polemik wie auch eine übertriebene Verteidigungshaltung des Vertreters der Katholischen Kirche gleichermaßen ausgeblieben sind, ist einerseits das Verdienst von Britta Baas. Es mag aber vor allem dem Ernst der Sache und der unbedingten Würdigung der Opfer geschuldet gewesen sein.

Reporter-Forum / "Wachstumsbeschleunigungsgesetz". Wer Worthülsen erfindet und warum Journalisten sie nutzen.
mit Frank A. Meyer (Chefpublizist Ringier), Dr. Tobias Korenke (Publizist), Axel Weber (Ketchum Pleon), Dr. Kai Gniffke
(Erster Chefredakteur ARD-Aktuell). Moderation: Prof. Dr. Thomas Leif.

Die SoKo Sprache ermittelt

von Swantje Unterberg**

Und dann fällt das Orwellsche Wort doch noch. Ein „Neusprech“ sei das, sagt Frank A. Meyer, Chefpublizist des schweizerischen Medienunternehmens Ringier, nachdem er sich wortreich über die Plattitüden der deutschen Medienlandschaft echauffierte. Merkel „bündelt Tag und Nacht“, irgendjemand sei ständig „unter Druck“, es „droht“ in Deutschland immer etwas, meistens in der Titelzeile, der Wehrdienst sei „auf dem Prüfstand“. Meyers Beispiele für die flachen Worthülsen, die Journalisten tagtäglich übernehmen, wollen kaum enden. Also gut, dass endlich einmal darüber geredet wird. Auch wenn es laut Moderator Thomas Leif auf den ersten Blick unkonventionell sei, Sprache zu thematisieren, geht die Herrenrunde auf dem Podium einer Stunde genau der Frage nach: Wer erfindet Worthülsen und warum nutzen Journalisten sie?

Als Vertreter der Wort-Erfinder sitzt Axel Weber von der PR-Agentur Ketchum Pleon auf dem Podium. Er gibt sich wortkarg, wiegelt ab. Seine Aufgabe liege allein in der Beratung. Aus einem schwachen Politiker könne er keinen starken Redner machen. Die Politik entscheide selbst, welche Worte sie in Umlauf bringe. Klar wird nur, dass er sich mehr Begriffe wie „Wachstumsbeschleunigungsgesetz“ wünsche, da sie einen komplexen Sachverhalt vereinfachen; und dieses Gesetz daran gemessen werden könne, ob es mehr Wachstum gebe. Das Geschäft mit der Sprache wird aber sein Geheimnis bleiben.

Tobias Korenkes Loyalität gilt hingegen nicht mehr der Politikberatung. Der Publizist hat in seiner Zeit als PR-Berater die Macht der Worte kennen gelernt. Auf ganzen Zeitungsseiten habe er seine Inhalte wieder gefunden, auch wenn er nach Gesprächen mit Journalisten oft gedacht habe: Hoffentlich schreiben sie das nicht. Die Begründung mit dem ständigen Zeitmangel sei Quatsch, sagt Korenke. „Es geht um verlorene Distanz und Bequemlichkeit.“

Auch wenn laut Kai Gniffke häufig der gesunde Menschenverstand genüge, um Worthülsen aufzudecken, leistet sich ARD-Aktuell den Luxus von Textchefs und einer „SoKo Sprache“, um den eigenen Sprachgebrauch zu reflektieren und Worthülsen zu übersetzen. Der Erste Chefredakteur von ARD-Aktuell gibt zudem Einblicke in den Arbeitsalltag der letzten zwei Wochen. Beispiel eins, das sogenannte Sparpaket. Per Rundmail wurde nach seiner Schilderung kommuniziert, nicht Sparpaket zu sagen. „Sparen ist etwas anderes, das sind Leistungskürzungen“, sagt Gniffke. In

der Tagesschau wurde deshalb von Maßnahmen und Kürzungen gesprochen. Zweites Beispiel: Die sogenannte Gesundheitsreform wurde mit „Beitragserhöhungen“ übersetzt. Und zum Dritten die angebliche Rückführung der Staatsverschuldung: „Wenn man 60 Milliarden neue Schulden aufnimmt, dann ist das in meinen Augen nicht das, was man unter Rückführung von Schulden verstehen kann. Man baut mehr auf“, sagt Gniffke.

Seine Versuche, Worthülsen zu enttarnen, stießen intern aber auch auf Kritik. So hieß es laut Gniffke von der Kollegen aus Berlin: „Ihr spinnt. Ihr denkt euch da in Hamburg eine Welt aus, die existiert nicht, hier sagt jeder Sparpaket.“ Hier zeigte sich wohl die von Korenke kritisierte Nähe der Berichterstatter zur politischen Klasse in Berlin.

Der Übernahme von Ideologiebegriffen schon in der Ausbildung entgegen zu wirken, fordert eine Journalistin aus dem Publikum. Erst kürzlich habe eine junge Kollegin verständnislos reagiert, als sie mit ihr über den Terminus Kernenergie diskutierte, der von der Atomwirtschaft eingeführt wurde.

Für Meyer spielt auch die homogene Sozialisation und zunehmende Akademisierung der Journalisten eine Rolle bei der Suche nach den Ursachen, warum das Wording der Politik übernommen wird. „Wir brauchen Leute, die Sprache wieder als ihre Kernkompetenz verstehen“, fordert Meyer. Dass eine Sehnsucht nach authentischem Sprachgebrauch bestehe, befinden die Medienvertreter auf dem Podium einhellig. Letztlich führe die gedankenlose Übernahme der sinnentleerten Begriffe zum Leserschwund, warnt Meyer. „Oder können Sie sich einen Küchenzuruf vorstellen“, fragt er, „der lautet: Du, Schatz, das musst du lesen, die Merkel will bündeln!“

Forum / „Nestbeschmutzer gesucht – Wer kontrolliert die Journalisten?“

mit Stefan Niggemeier (Medienjournalist), Prof. Dr. Thomas Leif (netzwerk recherche e.V.), Hans-Jürgen Jakobs (sueddeutsche.de), Frank A. Meyer (Chefpublizist Ringier). Moderation: Fritz Wolf (Medienjournalist)

„Niemand ist bei Kritik so beleidigt wie Journalisten“

von Dagmar Bartosch**

Sind Medienjournalisten Nestbeschmutzer? Wozu brauchen wir Medienjournalismus überhaupt? „Allein diese Fragen sind Unsinn“, stellte Stefan Niggemeier, Deutschlands wohl bekanntester Watchblogger, schon zu Beginn der Diskussion fest. Sei es nicht die Aufgabe von Journalisten, die Dinge kritisch zu hinterfragen? Dass dieses journalistische Charakteristikum nicht gelten soll, wenn es um Journalisten oder die Medien selbst geht – „einfach absurd.“

Man hatte sich auf dem Podium eingefunden, um über die Lage und die Zukunft des deutschen Medienjournalismus zu sprechen. Sueddeutsche.de-Chef Hans-Jürgen Jakobs betonte die gesellschaftlichen Bedeutung der Medien und folgerte daraus: „Eine systematische Auseinandersetzung damit, was in und durch Medien passiert, ist sinnvoll und wichtig.“ Dass Medienjournalismus also als kontrollierende Instanz unverzichtbar ist, darin waren sich die vier Podiumsteilnehmer einig. Was die Diskutanten antrieb, war die Misere, in der sich der Medienjournalismus befindet: Er gilt als großer Verlierer der Medienkrise. Medienseiten in Zeitungen wurden gestrichen oder gekürzt, von der Lücke im Rundfunk ganz zu schweigen. Thomas Leif von Netzwerk Recherche stellte fest: „Die Ressourcen für Medienjournalismus stehen im umgekehrten Verhältnis zur Relevanz der Medien.“ In der Folge sei Medienjournalismus heute kaum existent und gehe nur in seltenen Fällen mit wirklich analytischen Beiträgen über Personality-Stories und Fernsehkritiken hinaus. Es fehle an harter Recherche, wie sie zum Beispiel Klaus Ott verkörpere.

Zur notwendigen Frage, wer schuld ist an dieser Entwicklung, teilten sich die Meinungen. Für Thomas Leif stand dahinter klar eine Machtfrage: „Die Verleger und Sender haben kein Interesse an einem vernünftigen Medienjournalismus und stellen dafür kein Geld bereit.“ Stefan Niggemeier hingegen sah den größten Widerstand bei den Journalisten selbst. Täglich schauten sie kritisch auf andere, wollten aber selbst nicht kontrolliert werden, schon gar nicht von Kollegen, so Niggemeier. Ähnlich sah das der Schweizer Publizist Frank A. Meyer. „Niemand ist bei Kritik so beleidigt wie Journalisten – mindestens ein Jahr oder länger“, tadelte er mit erhobenem Zeigefinger und bis zur Stuhlkante vorgerückt.

Meyer forderte wie Niggemeier eine Veränderung in der journalistischen Kultur. Die Journalisten sollten sich als Akteure begreifen und beginnen, sich, wie anderen Akteu-

ren aus Politik oder Wirtschaft auch, zu misstrauen. Sie müssten sich hart behandeln und nicht mit Samthandschuhen anfassen.

Am Ende war eine Sache klar: Der Medienjournalismus leidet daran, dass es – sei es von Verleger- oder Journalistenseite – wenig Interesse an einer kritischen Auseinandersetzung mit der Arbeit der Journalisten und den Leistungen der Medien gibt. „Eine gefährliche Entwicklung“, sagte Hans-Jürgen Jakobs. „Die Leser nehmen diesen blinden Fleck wahr und das schadet der Glaubwürdigkeit der Medien“, fügte er hinzu. Die Medienseiten-Macher müssten offen dafür sein, dass auch Kollegen aus anderen Ressorts dort eine Plattform für die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Zunft vorfinden. Dann könnten die Medienseiten zu einem der interessantesten Teile in Zeitungen werden.

Wenig thematisiert wurde bei der Runde leider der Medienjournalismus im Rundfunk – oder eben die Tatsache, dass dieser nur am Rande vertreten ist. Von Stefan Niggemeier wurden nur kurz die großen Widerstände angedeutet, mit denen selbst „Zapp“, das Medienmagazin des NDR, manchmal in dem öffentlich-rechtlichen Sender zu kämpfen habe. Niggemeier bedauerte, dass keiner der NDR-Redakteure mit auf dem Podium saß, um von der Seite der elektronischen Medien zu berichten.

Fazit der Diskussion war, dass es an einer Kultur der offenen Debatte über den Journalismus fehlt. Die Branche sollte in Zukunft also lernen, sich öfter an die eigene Nase zu fassen.

Forum I **“Schnüffeln, Spitzeln, Spionieren: Boulevard-Recherche ohne Grenzen“**

mit Hans Leyendecker (Süddeutsche Zeitung), Christian Schertz (Promi-Anwalt), Hans-Martin Tillack (Stern) und Lutz Tillmanns (Geschäftsführer Deutscher Presserat). Moderation: Ulrike Simon (Medienjournalistin)

Aussage gegen Aussage

von Christoph Gerken**

Diese Podiumsdiskussion musste von Beginn an mit einer Schieflage fertig werden. Sie war mit hochkarätigen Journalisten und Juristen besetzt, doch ihr fehlte eine Stimme derjenigen, die für die „Boulevard-Recherche ohne Grenzen“ – so der Titel – verantwortlich sind. Von dem Burda-Magazin „Bunte“ war trotz intensiven Bemühens der Organisatoren kein Vertreter zur Diskussion über die eigenen Recherche-Methoden bereit, die seit Ende Februar 2010 den deutschen Blätterwald, den Deutschen Presserat und nun auch die Zivilgerichte beschäftigen.

Angesichts der Vorgeschichte verwundert diese Verweigerung nicht. Der anwesende „Stern“-Reporter Hans-Martin Tillack hatte gemeinsam mit seinem Kollegen Johannes Röhrig eine Ausspähaktion der Berliner Agentur CMK aufgedeckt, welche im Auftrag der „Bunten“ das Privatleben von Spitzenpolitikern auf Liebschaften auskundschaftete. Im Fadenkreuz waren dabei etwa Franz Müntefering, Oskar Lafontaine, Günter Verheugen und Horst Seehofer, hieß es in dem Magazin. Sie wurden dem Bericht zufolge tagelang auf Schritt und Tritt observiert, Briefkästen wurden präpariert, erwogen wurden zudem Bewegungsmelder unter Fußmatten und Videoüberwachung aus Nachbarwohnungen. Nach einigem peinlichen Hin und Her in Pressemitteilungen und Editorials beharrt die „Bunte“-Chefredakteurin Patricia Riekel mittlerweile auf ihrer – mehr oder weniger glaubwürdigen – Verteidigungslinie: Die „Bunte“ habe branchenüblich Rechercheaufträge an Dritte vergeben; von den zur Anwendung gelangten Methoden der freien Agenturmitarbeiter habe man hingegen nichts gewusst. Den „Stern“, der in seinen Artikeln den gegenteiligen Eindruck erweckte, hat man verklagt. Da Aussage gegen Aussage steht, wurde ein Verfahren vor dem Deutschen Presserat im Mai ohne Rüge der „Bunten“ eingestellt.

Über die medienethische und medienrechtliche Unzulässigkeit derartiger Recherche herrschte rasch Einigkeit auf dem Podium. Auch die Attitüde der Ahnungslosigkeit von Seiten der „Bunte“ wurde unisono kritisiert. In der Polarität von Gut und Böse, die Podiumsdiskussionen regelmäßig interessant macht, drohte der böse Part auszufallen. Dankenswerterweise sprang die umsichtig moderierende Ulrike Simon hier in die Bresche und machte die Diskussion zu mehr als einem Scherbengericht über Abwesende. Ob man nicht scheinheilig dem Qualitätsjournalismus weite Recherchemöglichkeiten zubillige, nicht aber den verpönten Kollegen des Boulevards? Ob man nicht dankend die Drecks-

arbeit der anderen aufnehme, um dann selbst über das Privatleben der Politiker zu berichten? Solche Fragen zwangen das Podium dazu, nach Einzelfällen zu differenzieren. Wenn ein Politiker seine ihm zugetane Sekretärin zur raschen Karriere ver helfe, bestehe ein gewichtigeres öffentliches Interesse an verdeckter Recherche als bei einem Politiker, der zwischen Beruf und Privatleben sauber trenne. Auch eine mangelnde Selbstkontrolle bei Rechercheverstößen wurde konstatiert – und zwar der Medienjournalisten selbst (Leyendecker: „Da wird weggeschaut.“) wie auch der Berufsvereinigungen. So erscheinen die vorhandenen Pressekodizes bei Fragen der verdeckten Recherche zu unbestimmt; die oftmals fruchtlose Anrufung des Presserats (Christian Schertz: „Ein stumpfes Schwert“) sei enttäuschend, auch wenn der Presserats-Vertreter Lutz Tillmanns wacker dagegen hielt.

Da trotz allem der Vorrat an Kontroversen überschaubar blieb, verlagerte sich die Diskussion – wie es oft in solchen Fällen passiert – hin zu anderen aktuellen Schauplätzen. Die gerichtliche Auseinandersetzung um Prominenten-Berichterstattung – man nehme die Fälle Zumwinkel, Benaissa oder Kachelmann – hat in den letzten Jahren unstreitig an Schärfe gewonnen. Dies sei den aggressiven Medienrechtsanwälten geschuldet, meinte die Journalisten-Seite. Der so angesprochene Christian Schertz hielt entgegen, es gebe einen Trend zum härteren Vorgehen der Journalisten im Internetzeitalter. Die Zuordnung zu gut oder böse war hier für den Beobachter eher möglich. Aber auch hier galt: Aussage gegen Aussage. Eine inhaltliche Rückbindung dieses Themas zum „Bunte“-Skandal blieb leider aus. Wie gerne hätte man Patricia Riekel dort oben auf dem Podium erlebt. Nun gut – Ende August 2010 wird die Hauptverhandlung „Bunte gegen Stern“ vor dem Landgericht Hamburg stattfinden. Spätestens dort sollte es dann unter Beteiligung des Boulevards kontroverser zugehen.

Podiumsdiskussion I "Vom Elend des Lokaljournalismus"

mit Prof. Dr. Michael Haller (Uni Leipzig), Joachim Braun (Tölzer Kurier), Marcus Stölb (16 vor), Ulrich Reitz (WAZ), Lutz Schumacher (Nordkurier), Moderation: Lutz Feierabend (Kölner Stadtanzeiger)

Zurück zu den Wurzeln

von Franziska Harich*

„Wie viele von Ihnen arbeiten im Lokaljournalismus?“ Professor Michael Haller von der Uni Leipzig zählt in dem vollen Saal nur an die zehn Hände, die in die Höhe gehen. „Und wie viele von Ihnen haben im Lokalen angefangen?“ Fast alle Hände gehen in die Höhe. Deutlicher könnte sich das Elend des Lokaljournalismus nicht zeigen: Viele verlassen auf der Suche nach einem höheren Gehalt und besseren Karrierechancen das Lokale und wechseln in andere Ressorts oder zu anderen Medien. „Der Lokaljournalismus hat ein Imageproblem in der eigenen Zunft“, konstatiert Haller. Dabei, so sind sich alle Teilnehmer der Podiumsdiskussion einig, ist der Lokalteil nicht nur unverzichtbar, sondern oft der tragende Ast der Tageszeitungen. Das Institut für Praktische Journalismusforschung (IPJ) in Leipzig untersucht seit mehreren Jahren die Erwartungen der Leser an ihre Zeitung. Der Lokalteil ist den meisten dabei nach wie vor am wichtigsten und wird als das am häufigsten gelesene Themengebiet angegeben. Wichtig sind den Lesern vor allem Aktualität, Glaubwürdigkeit und eine kritische Berichterstattung.

Doch Anspruch und Realität liegen oft weit auseinander. In einem ansprechenden Lokalteil sollte jeder zehnte Text ein Erzähltext oder Portrait sein, findet Haller. Tatsächlich trifft das im Durchschnitt nur auf jeden fünfzigsten Text zu. Der Auflagenschwund liegt durchschnittlich bei drei Prozent im Jahr.

Darauf reagieren die Gäste der Gesprächsrunde mit verschiedenen Konzepten: Ulrich Reitz, Chefredakteur der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) hat als eine Maßnahme zur Aufwertung des Lokalteils Redakteure aus dem Mantelteil ins Lokale beordert – sehr zum Missfallen einiger Betroffener, die darin oftmals einen Karriererückschritt sehen. Reitz begründet seinen Schritt als „Chance für Journalisten, sich weiterzuentwickeln und Blattmacherqualitäten zu erlangen“.

Auch für Lutz Schumacher, Geschäftsführer der Zeitungsgruppe Nordkurier in Mecklenburg-Vorpommern, hat der Lokalteil Priorität. Der Betriebswirt ist spätestens seit seinem Wirken bei der Münsterschen Zeitung bekannt für radikale Konzepte. Er verweist jedoch darauf, dass er zunächst immer versuche, alle nichtredaktionellen Abläufe günstiger zu gestalten, ehe der Etat des Lokalressorts angetastet werde. Im Gegenteil: Beim Nordkurier seien sogar vierzehn neue Stellen im Lokalteil geschaffen worden, wobei der

Mantelteil allerdings auf der Strecke blieb.

Dass der Internetauftritt für die lokale Berichterstattung immer wichtiger werde, berichtet Marcus Stölb. Er ist Mitbegründer des Trierer Online-Magazins „16 vor“, das sich mit lokalen Themen beschäftigt und von der wachsenden Unzufriedenheit der Trierer mit ihrer Tageszeitung profitiert. Joachim Braun, Redaktionsleiter des Tölzer Kuriers, sieht im Internet dagegen ein Problem, denn das erwünschte Online-Angebot werde den Redakteuren allzu oft einfach „aufgepfropft“, ohne dass sie jemals gelernt hätten, ein Thema zusätzlich für Online aufzubereiten.

Die Zukunft der lokalen Berichterstattung liegt nicht allein im Internet, da ist sich Professor Haller sicher. Er glaubt nicht, dass der Käuferschwund bei Zeitungen nur auf geänderte Mediennutzung zurückzuführen ist: „Online-offene Menschen verhalten sich recht traditionell was ihr Informationsverhalten angeht.“ Morgens im Bad werde Radio gehört, zum Frühstück die Zeitung gelesen und abends die Nachrichten im Fernsehen geschaut. Es sei eher die Rolle des Journalisten, an der gearbeitet werden müsse. Der Lokalteil habe die Aufgabe, das öffentliche Stadtgespräch zu moderieren.

Und bei aller Fokussierung auf Online gibt Ulrich Reitz auch zu bedenken, dass sich mit Print noch immer am meisten verdienen lasse, wohingegen sich das Online-Angebot nicht refinanzieren lässt.

Möglichkeiten, den Lokaljournalismus am Leben zu erhalten und fit für die Zukunft zu machen, sieht Professor Haller darin, den Job in der Lokalredaktion wieder attraktiver zu gestalten. Dazu müsste das Image verbessert und an Kompetenzen gearbeitet sowie ein höheres Gehalt gezahlt werden. Die Redakteure sollten ihr Handwerk weiterentwickeln und das Produkt abwechslungsreicher gestalten. Zudem müsse sich das Rollenverständnis ändern: Journalisten würden mehr und mehr zu Dialogpartnern für die Bürger und damit zu Anwälten einer kritischen Öffentlichkeit.

Podiumsdiskussion | „Freie Journalisten – die neuen Sklaven der Verlage?“

mit Lutz Schumacher (Nordkurier) Lorenz Maroldt (Tagesspiegel) Silke Burmester (freie Journalistin), Tom Schimmeck (freier Journalist), Moderation: Dr. Eva-Maria Schnurr (Freischreiber e.V.)

Gruppentherapie für freie Journalisten – Die neuen Sklaven der Verlage

von Jenna A. Behrends*

Spätestens als sich niemand auf dem Podium anschickte, Eva-Maria Schnurrs Negativzeichnung der Marktsituation für freie Journalisten zu widersprechen, war klar: Das wird keine Diskussion mit Neuigkeitswert sondern eine Kuschelstunde. Herzlich willkommen in der Gruppentherapie für frustrierte freie Journalisten. Lorenz Maroldt, Chefredakteur des Tagesspiegels, ging genauso auf Schmusekurs („Das Verständnis ist groß, wir waren doch alle einmal frei!“) wie Lutz Schumacher, eigentlich bekannt als radikaler Verlagsgeschäftsführer der Nordkurier-Gruppe.

Rentabel ist die journalistische Arbeit häufig tatsächlich nicht; das ist spätestens seit Gabriele Bärtels Erfahrungsbericht „Schreiben macht arm“ bekannt. Geändert hat sich seitdem nichts. Umso wertvoller ist jede Chance, Aufmerksamkeit zu erzeugen, denn bei der Entlohnungsdebatte geht es nicht nur um das Überleben des Einzelnen, sondern um unsere Demokratie. Unabhängiger Qualitätsjournalismus hat seinen Preis. Alternative Bezahlmodelle sind dringend erforderlich. Doch statt kreativer Auswegstrategien, tauchte leider schnell die Schuldfrage auf. Die Podiumsdiskussion, eine vertane Chance.

Schuld an der „Versklavung“ der freien Journalisten sind natürlich immer die anderen. Wer wäre nicht auf die schlechte wirtschaftliche Situation der Verlage als Hauptverdächtige gekommen? Auch Schumacher präsentierte einen Einfall. „Hauptsklaventreiber“ seien nicht in den Verlagsleitungen zu suchen, sondern in den Redaktionen selbst: Festangestellte, die nach Tarif bezahlt werden und auf ihren Bürostühlen sitzen, als natürliche Feinde eines jeden Freien. Eine perfekte Vorlage, um Schumacher die Rechercheergebnisse über seine freienfeindlichen Sanierungsaktionen zu präsentieren. Fast müsste man dem Geschäftsführer der Nordkurier-Gruppe dankbar dafür sein, sich freiwillig als Voodoo-Puppe zur Verfügung gestellt zu haben, um den Therapieerfolg zu steigern. Fast, denn leider folgten dem Angriff keine konstruktiven Ideen, die Schumacher zurück mit in den Verlag hätte nehmen können.

Obligatorisches Zitat auf einer Netzwerk Recherche Jahrestagung ist die fünfte These des eigenen Leitbilds: Journalisten machen keine PR. Mindestens ebenso war die Reaktion der Freien, hier vertreten durch Silke Burmester, zu erwarten: „Ich kann mir meine journalistische Arbeit ohne PR nicht leisten. Ich habe immer das Gefühl, es ist nicht meine Schuld, dass ich das mache.“ Also wieder zurück zur

Schuldfrage, dieses Mal saß der Tagesspiegel auf der Anklagebank: „Von Ihrem Zeilengeld kann kein freier Journalist leben. Lassen Sie sich von der PR querfinanzieren?“ Etwas patzig entgegnete Maroldt, die Redaktionen seien nicht für das Lebensglück des Einzelnen zuständig. Doch schnell besann er sich und fügte das Publikum liebevoll hinzu: „Aber es ist schon meine Aufgabe, dass die freien Mitarbeiter, das Gefühl haben, dass wir uns um sie kümmern.“ Viel Wesentlicheres, der Unabhängigkeitsverlust, ging bei diesen Streicheleinheiten jedoch leider unter.

Nicht viel mehr Aufmerksamkeit bekamen die Punkte, die der freie Journalisten Tom Schimmeck erfreulicherweise einbrachte. Zärtlich umarmte er das Publikum mit liebevollen Sätzen wie „Betriebswirte haben den Markt übernommen. Denen geht es nicht um Journalismus“ und „Langwierige Recherchen werden bestraft. Der schnell hingehauene Text wird am besten honoriert.“ Wichtige Feststellungen, mit denen er den Freien aus der Seele sprach; ein Grund zum Klatschen, das tat gut. Doch der Applaus verhallte, der Therapiekreis löste sich auf und zurück blieb nichts als die immer gleiche Kritik, Kritik ohne aufgezeigte Alternativen.

Auch wenn man sich den Untergangsprognosen des Journalismus in seiner bisherigen Form unter dem Dach der Verlage nicht anschließen möchte, lässt sich der Verlust der Gatekeeper-Funktion über die Informationskanäle nicht leugnen. Die Verlagshäuser haben ihr Bezahlungsmonopol verloren: Aber ob Flattr, das Bezahlssystem für Online-Inhalte, oder Crowdfunding Alternativen für freie Journalisten darstellen können – diese Frage wurde bei den überschwänglichen Umarmungen leider erdrückt.

Podiumsdiskussion I *“Wir haben keine Chance – Nutzen wir sie. Berufseinstieg im Journalismus”*

mit Christian Fuchs (fr. Journalist), Frederik Obermaier (fr. Journalist, ab Herbst 2010 Volontär SZ), Laura Schneider (Journalistik-Studentin, Universität Hamburg), Nina Marie Bust-Bartels (Unimut Heidelberg).

Moderation: Prof. Dr. Volker Lilienthal (Universität Hamburg)

Der Kampf der Einsteiger

von Sorana Jacob*

Enttäuschende Diskussionsrunde wegen fehlerhafter Besetzung

Unsicher sitzt Laura Schneider in ihrem Blumenkleid da. Sie schlägt die Beine übereinander, zuerst nach links, dann nach rechts. Ihre Hände greifen vorsichtig zum Mikrofon. „Ich möchte etwas verändern, deswegen will ich Journalistin werden“, sagt die Hamburger Studentin. Doch gerade als Frau sei es schwieriger, den Berufseinstieg zu schaffen. Die meisten seien ja nicht so durchsetzungsfähig und hartnäckig wie Männer, und im Journalismus warte niemand mit offenen Armen auf den Nachwuchs.

Auf den ersten Blick belegt die Diskussionsrunde Lauras These: Zwei Männer sitzen ihr und ihrer „Leidensgenossin“ Nina Marie Bust-Bartels gegenüber, die die Heidelberger Unizeitschrift ‚Unimut‘ leitet. Beide haben den Einstieg noch nicht geschafft, die Männer dagegen schon. Christian Fuchs arbeitet als freier Journalist und hat vor kurzem mit Stefan Aust im Rahmen seiner ‚agenda media GmbH‘ zusammengearbeitet. Frederik Obermaier beginnt demnächst ein Volontariat bei der Süddeutschen Zeitung. Die beiden Studentinnen stecken dagegen noch mitten in der Ausbildung. Die Diskussionsrunde scheint so wenig Sinn zu ergeben, denn viel können Nina und Laura nicht beisteuern.

Moderator Professor Volker Lilienthal fragt die beiden nach ihren Vorstellungen zum Einstieg in den Journalismus. „Ich mache nächstes Jahr ein Praktikum bei der taz und möchte dann gerne hängen bleiben“, berichtet Nina. Laura schwärmt von gut bezahlten PR-Stellen und dass sie bei ihren bisherigen Anfragen immer das Gefühl hatte, dort willkommen zu sein. „Bevor du den nächstbesten PR-Job annimmst, solltest du dir aber ein bis zwei Jahre Zeit geben, um den Berufseinstieg in den Journalismus zu versuchen. Wenn es dann nicht klappt, kannst du immer noch wechseln“, ermutigt Christian Fuchs. Am besten versuche man bereits im Studium, mit gut recherchierten Geschichten in den Medien auf sich aufmerksam zu machen, bei denen man später gerne arbeiten möchte.

Lilienthal fragt nach dem Respekt der Medien gegenüber jungen Journalisten. Christian greift sofort zum Mikrofon und beschwert sich über den NDR: „Ich frage mich, wo die Prioritäten für die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten liegen, wenn man – wie der NDR in diesem Jahr – nur noch die

Hälfte an Volos aufnimmt, weil man damit einige 100.000 Euro sparen kann.“ Andere Medien zahlten schon lange nichts mehr für Praktika und gäben dem Nachwuchs zu verstehen, dass man froh sein könne, bei so einer renommierten Zeitung, wie beispielsweise der SZ, zu hospitieren. „Das ist für mich mangelnder Respekt.“ Er erntet viel Beifall aus dem zur Hälfte gefüllten Saal. Dass nicht mehr Zuhörer gekommen sind, liegt möglicherweise am Fehlen eines Chefredakteurs in der Runde, der über die Möglichkeiten junger Journalisten aus Sicht der „anderen Seite“ berichten könnte. So bleibt die Diskussionsrunde leider im Ungefähren.

Reporter-Forum I "Vom Mauerfall bis Kundus – Wie die Reportage Wirklichkeit inszeniert"
mit Cordt Schnibben (Der Spiegel)

Nicht teilnehmende Beobachtung

von Anchalee Rüland*

Cordt Schnibben über Vor- und Nachteile der Rekonstruktionsreportage

Polternd kommt er in den Raum mit einem Stapel Klar-sichtfolien in der rechten Hand. „Das brauchen Sie. Ohne die Unterlagen macht die ganze Veranstaltung keinen Sinn. Also schauen Sie zu, wie Sie da ran kommen.“ Direkt und unverblümt, so gibt sich Cordt Schnibben, Leiter des Gesellschaftsressorts beim Spiegel, gleich zu Beginn der Veranstaltung und bleibt diesem Duktus treu.

Der Raum ist brechend voll. Es dauert keinen Wimpernschlag, da hat das Ringen um die Mappen auch schon begonnen. Wer nicht schnell genug ist, geht leer aus. Während die letzten noch um das begehrte Objekt kämpfen, hat Schnibben es sich auf dem Rednerpodest bequem gemacht und fächelt sich die nicht weniger knapp bemessene Luft zu.

Ein letzter prüfender Blick in die Runde, ein Schluck Wasser, dann fühlt Schnibben sich bereit, das Problem beim Namen zu nennen: Der Journalist selbst war beim Ereignis, über das die Reportage berichtet, nicht dabei. Es handelt sich demnach um eine Rekonstruktion. Aber wie verkauft man dem Leser eine doppelte Illusion, die trotzdem authentisch ist? Kein leichtes Unterfangen, dessen ist sich Schnibben bewusst. Die Rekonstruktionsreportage kann nur funktionieren, wenn sowohl überzeugende Erzählungen, Papiere als Quellen und dramaturgisches Geschick vorliegen.

Inzwischen kramen alle in ihren Mappen. Schnibben hat ein Fallbeispiel mit dem schönen Namen „Die Nacht der Wildschweine“ und die dazu gehörige Aktennotiz mitgebracht. Detailliert erzählt er vom Entstehungsprozess der Geschichte und den Fehlern, die der Laie beim Schreiben machen kann. Nicht selten werden bereits auf den ersten 200 Zeilen zu viele Charaktere eingeführt, die den Leser verwirren. Hier spricht der Meister: Würde diese Veranstaltung eines Tages rekonstruiert, gäbe es zunächst nur einen Protagonisten. Nämlich Schnibben selbst. Seine dichte Erzählung lässt wenig Raum für eine rege Beteiligung des Publikums. Keine Frage: Er ist der Chef im Ring. Er lebt die klare Hierarchie, die in der Reportage zwischen den Figuren existieren muss, aus. Das Publikum lauscht währenddessen andächtig.

Fast könnte man vergessen, dass Schnibben zur Zunft der Journalisten gehört und kein Sondereinsatzkommando leitet. Die Art und Weise wie er die verschiedenen Vorgehens-

schritte beschreibt, erinnert an die Spurensuche in einem wieder aufgerollten Kriminalfall. Minuziös wird der Tatort ein zweites Mal unter die Lupe genommen. Letztendlich macht ein Kommissar nichts anderes. Er befragt Zeugen und sucht Beweise. Nur aufschreiben kann er seine Geschichte anschließend nicht so schön.

Podiumsdiskussion I *“Schönschreiber in der Kritik: Biegen sich Starreporter die Wirklichkeit zurecht?”*

mit Claudius Seidl (FAS), Bernd Ulrich (Die Zeit), Michael Jürgs (Ex-Stern-Chefredakteur), Cordt Schnibben (Der Spiegel), Stephan Lebert (Die Zeit). Moderation: Markus Grill (Der Spiegel)

„Ihr mit eurem Reportage-Getue“

von Anne Imhoff*

Eine Diskussion zwischen „Gattungsgefasel“ und Kollegen-Kabbele

Triviales Geschreibsel, Kisch-Preis-Prosa, Scheinliteratur: Die Kritiker der Reportage schossen mit scharfem Geschütz, allen voran Claudius Seidl. Er ist der Meinung, dass die Reportage-Schreiber von heute Literatur produzieren wollen aber „noch nicht einmal seriösen Journalismus“ betreiben. Diese These hielt er, zusammen mit Bernd Ulrich, drei bekannten und preisgekrönten Autoren vor: Stephan Lebert, Cordt Schnibben und Michael Jürgs. Leider blieb am Ende ihres Wortgefechts nur ein Gemetzel aus verschiedenen, wenn auch ansprechend formulierten Argumenten übrig.

Ein Beispiel:

Bernd Ulrich prophezeit eine „journalistische Monokultur“ und glaubt zu erkennen, dass die „Hypertrophie der Reportage“ die Einstellung des journalistischen Nachwuchses verderbe. Während das Publikum nach diesem griechischen Wortungetüm erstmal Luft holen muss, kontert die Gegenseite in Form von Cordt Schnibben: Diese ganze Gattungsdiskussion sei doch lächerlich. Vielmehr solle man darüber sprechen, ob Rechercheure die Wirklichkeit verbiegen und nicht die gesamte Reportage unter „Generalverdacht“ stellen. Ein Mitstreiter schaltet sich ein: Vielleicht solle man diskutieren, ob die Reportage in der Krise stecke, vielleicht ob die Literaturschaffung teilweise vor der Recherche komme, aber die von Seidl kritisierten Kisch-Preis-Träger seien doch wirklich nicht die richtigen Adressaten. Nun erwartet das Publikum eine Rechtfertigung des Angegriffenen. Dieser kontert, er wolle nicht einzelne Kollegen kritisieren, sondern die Jurys und Journalistenschulen „beschimpfen“, die alles prämierten, was „kitischig, trivial und irrelevant“ sei. Eigentlich wichtige journalistische Kriterien wie Aktualität und Geistesgegenwart träten in den Hintergrund. Mit Sätzen wie ‘Er rauchte eine.’ sollte man doch eher in der Kategorie „Heftchenprosa“ Preise gewinnen. „Solche Sätze lese ich in deinen Artikeln auch!“, kommt es prompt von der Gegenseite. Und: „Dieses Gattungsgefasel geht mir auf den Geist.“ Seidl darauf: „Ach ihr mit eurem Reportage-Getue!“ Schließlich fragt einer der Diskutanten „Was machen wir hier eigentlich? Die jungen Menschen haben hier noch nichts gelernt.“

tausch der abendlichen TV-Talkshows, bei dem interessante Sätze fallen, die Problematik jedoch nicht gemeinsam erörtert wird. Sie unterhält und amüsiert. Kurz gesagt: Es ist eine Podiumsdiskussion, wie sie im Buche steht.

Was er nicht weiß: An diesem Punkt ist dem Zuschauer bereits klar, dass die Diskussion nicht zu einem fundierten Ergebnis führen wird. Sie ähnelt dem wahllosen Schlagab-

Lessons: Experten / “Und täglich grüßt der Spezialist ... “

mit Prof. Dr. Claudia Kemfert (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung), Prof. Dr. Stefan Hornbostel (Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung), Prof. Dr. Holger Wormer (TU Dortmund); Moderation: Manfred Ladwig (SWR)

Eine sehr deutsche Diskussion – Experten über Spezialisten

von Tobias Fülbeck*

Den rhetorischen Kniff der Repetition demonstriert Claudia Kemfert eindrucksvoll. „Das ist eine sehr deutsche Diskussion“, antwortet sie immer wieder auf die Frage, ob mal mehr, mal weniger fähige Experten in den Medien zu stark präsent sind. Kemfert ist selbst Expertin am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin. Sie plädiert für amerikanische Verhältnisse und wünscht sich tägliche Expertenkolonnen in den Tageszeitungen. „Ich breche eine Lanze für Wirtschaftswissenschaftler: Sie sollten sich noch mehr äußern in den Medien. Es gibt keinen gesellschaftspolitischen Diskurs über die Zukunft der Finanzwelt. Manche Denkschulen sind überhaupt nicht vertreten.“

Mehr statt weniger Experten – soll das die Lösung sein? Moderator Manfred Ladwig, souverän und angenehm zurückhaltend, fragt nach, ob sie nicht auch manchmal denke: Ach, der Experte schon wieder, dieser Idiot! „Das will ich nicht beantworten“, sagt Kemfert. Schade, denn das hätte zum Thema des Podiums gepasst.

Ist die These von Journalisten, die verzweifelt nach Experten suchen, falsch? „Ich denke, dass Sie alle ein zu negatives Bild von sich selbst haben“, sagt Kemfert. Sie selbst habe noch nie mit einem Journalisten zu tun gehabt, der auf der Jagd nach einem schnellen Zitat sei. Sie habe fast nur zu Journalisten Kontakt, die an Hintergrundgesprächen interessiert oder sehr tief in der Recherche seien. Also alles wunderbar.

Nur durch Zufall erfahren die rund 30 Zuhörer, dass offenbar nur ein Bruchteil der tatsächlichen Anfragen Kemfert erreicht. „Unpräzise Anfragen kommen gar nicht mehr zu mir durch.“ Und hinterher fällt Kemfert plötzlich ein, dass es ja im Sekretariat ein „Best of“ der lustigsten Journalistenanfragen gibt – etwa die nach dem Einfluss von Regen und Sonne auf das Bruttosozialprodukt. Aber das seien wahrscheinlich Volontäre gewesen, meint Kemfert, die offenbar kein gutes Bild vom deutschen Journalistennachwuchs hat.

Holger Wormer, Professor für Wissenschaftsjournalismus an der TU Dortmund, hat andere Erfahrungen gemacht: „Viele Journalisten wollen gerne ein schnelles Statement und achten nicht so sehr darauf, ob ich wirklich der richtige Ansprechpartner bin.“ Meistens fehle nur ein Zitat für die Dramaturgie in der Story, ergänzt Stefan Hornbostel vom Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung in Bonn. „Ich fühle mich als Wissenschaftler instrumentali-

siert, wenn mir zur Autorisierung Zitate zugeschickt werden, die ich gar nicht gesagt habe. Da ergeben sich Verhandlungsprozesse über nicht getroffene Aussagen.“

Auf dem Podium folgte daraufhin ein Perspektivwechsel à la „Die armen Experten: Vom Elfenbeinturm in die Öffentlichkeit“: Dass Wissenschaftler in die Medien gedrängt werden, etwa von Instituts- oder Universitätsleitern, erfährt man, und dass öffentliche Rechenschaftspflicht heute zu den Erwartungen an Forschungsinstitute gehöre. Wer in den Medien zeige, wie nützlich seine Forschung ist, für den gebe es auch weiterhin Steuergelder. Und ein Zitat in den Leitmedien führe zu Neid bei Kollegen. Holger Wormer ergänzt: „Es gibt Schulterklopfen vom Universitätsleiter, wenn man in den Medien vertreten ist, wobei man es wahrscheinlich lieber gehabt hätte, wenn der Chef auch den Artikel in einer internationalen Fachzeitschrift gelesen hätte.“

Zum Schluss wird es dann noch etwas frostig in der Runde, als jemand aus der ersten Reihe eine Frage an Claudia Kemfert richtet: „Warum gibt es auf Ihrer Homepage eigentlich zwanzig große Porträtbilder, aber kaum Informationen? Ist das Selbstvermarktung?“ Kemfert antwortet, leicht gekränkt: „Das ist eine sehr deutsche Frage.“ Sie wolle den Hinweis aber an ihre Web-Designerin weitergeben.

Dokumentationen



Die Dokumentationen

**nr-Werkstatt:
Interview-Kulturen**

und

**nr-Werkstatt:
Undercover**

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C5, 1,50 Euro) beim netzwerk recherche bezogen werden.

Bezugsadresse:
netzwerk recherche e.V.
Geschäftsstelle
Stubbenhuk 10, 5. OG
20459 Hamburg

www.netzwerkrecherche.de
info@netzwerkrecherche.de



Lessons: Experten I „Wie begegnen Journalisten den Experten?“*mit Claudia Spiewak, Chefredakteurin NDR-Hörfunk. Moderation: Manfred Ladwig, SWR***Expertitis virulensis – Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie ...***von Kristina Chmelar**

Etwas ist faul im Staate Journalien, eine Seuche grassiert hier seit Jahren – die gemeine Expertitis virulensis. Klammheimlich hat sie sich eingeschlichen in Berichterstattungen aller Art. Kaum ein Bewohner erweist sich als immun.

NDR-Hörfunk-Chefredakteurin Claudia Spiewak beschreibt den Erreger als „einen Menschen, der mehr weiß als man selbst“. In keiner Nachricht dürfe er fehlen, alles müsse er bewerten: der omnipotente Experte. Im Idealfall informiert er objektiv und macht Medienkonsumenten schlauer. Diagnose: ungefährlich. Des Erregers mutierte Erscheinungsform allerdings gleicht einem Wolf im Schafspelz. Während der Experte objektive Expertise vorschützt, offenbaren sich bei genauerer Betrachtung dogmatische Ansichten, finanzielle Verflechtungen oder anderweitige Abhängigkeiten. Begünstigt durch den Nährboden der Globalisierung, insbesondere den reißenden Informationsfluss, sind die Auswirkungen auf die Gesundheit der Rezipienten massiv: kürzer werdende Inkubationszeiten, pandemieartige Zustände auf dem Meinungsmarkt, geistiges Chaos.

Hat die Seuche eine Berichterstattung erst einmal befallen, sind die Folgen nur schwer zu beheben. Ein Allheilmittel gegen die Expertitis virulensis ist bislang unbekannt. Die oberste Maßregel lautet daher: Prävention. Eine aktive Aufklärungsarbeit zu Habitus und Erregermilieu beugt der allgemeinen Desinformation vor. Ähnlich wirkungsvoll sei die Impfung mit einem Immunserum, so Spiewak. Hierbei wird innerhalb eines Berichts dem Erreger A ein Erreger B entgegengesetzt, womit sich die Wirkung beider Erreger der Tendenz nach „ergebnisoffen“ nivelliert.

Alles entscheidend für den Erfolg der genannten Präventivmaßnahmen ist jedoch die gründliche Recherche. Mit ihr steht und fällt jede Behandlungsqualität, sie ist das Gütekriterium Nummer eins. Freilich birgt keine Recherche der Welt in puncto Wahrheit ein Heilsversprechen. Aber bevor ein weiteres Mal über personellen Ressourcenmangel, schlechte Arbeitsbedingungen und die gemeine Expertitis virulensis lamentiert wird – bitte lieber recherchieren!

Zapp-Erzählcafé | „Das Geschäft mit dem Tod – Leichenteile gegen Cash“

mit Martina Keller (freie Journalistin). Moderation: Annette Leiterer, NDR

„Schauen Sie mal in Ihre Organspendeausweise“

von Söhnke Callsen*

Martina Keller über Leichenfledderei in der Ukraine

Vielleicht lag es am ungünstigen Zeitpunkt, dass nur 15 Zuhörer kamen. Ausgerechnet zur Mittagszeit sprach Martina Keller über die unappetitlichen Machenschaften der Firma Tutogen Medical GmbH, die sie in jahrelanger Recherche aufgedeckt hat. Keller, früher Redakteurin beim „ÖKO-TEST-Magazin“ und seit 1994 freie Journalistin und Autorin, schonte die nüchternen Mägen der Zuhörer nicht.

Sie ging ins Detail der fragwürdigen Praktiken dieser Firma, die ihren Sitz im oberfränkischen Neunkirchen hat. In der Ukraine lasse Tutogen Gewebe, Knochen und Sehnen von Verstorbenen entnehmen und verkaufe die menschlichen Überreste anschließend in die Vereinigten Staaten. Dort würden sie dann Patienten bei Sportverletzungen oder Schönheitsoperationen eingesetzt. Ein lukratives Geschäft: „250 000 Euro kann man auf diese Weise aus einer Leiche herausholen“, verriet Keller. Nicht nur die Angehörigen der Toten wüssten nicht, was mit dem entnommenen Gewebe geschieht. Auch die Patienten, denen die Kniegelenke oder Achillessehnen eingepflanzt werden, seien selten über die Herkunft des Materials informiert. „Manch ein Fußballstar weiß nicht, dass er mit der Sehne eines toten Ukrainers kickt.“ Juristisch belangt werden könne Tutogen für diese Praktiken kaum, erzählt Keller den Zuhörern. Die Firma tarne die Vergütung der Leichenteile als „Aufwandsentschädigung“ an die Beschaffer, zahle aber tatsächlich feste Preise: 42,90 Euro für einen Oberarm, bis zu 16,40 Euro für einen Herzbeutel und 26,10 Euro für Kniescheibensehnen mit Knochenblöcken: menschliche Überreste, zu Schnäppchenpreisen eingekauft und anschließend für ein Vielfaches weiterverkauft.

Keller, die zu der Praxis des Gewebehandels auch ein Buch veröffentlichte („Ausgeschlachtet“, Ullstein 2008), kennt sich gut aus in der Materie. Sie erzählte von Transplantationsgesetzen und Sektionsquoten, von „gesunden Leichen“ und tiefgefrorenem „Rohmaterial“. Aber: Wer Kellers Spiegel-Geschichte „42,90 Euro pro Arm“ gelesen hatte, die sie im vergangenen Jahr gemeinsam mit Redakteur Markus Grill verfasste, erfuhr kaum Neues. Wie kommt man bei so einer brisanten Recherche an Informationen? Wie arbeitet eine freie Journalistin, die nicht weiß, ob die Recherchekosten im Nachhinein übernommen werden? Inwiefern verändert sich das eigene Leben, wenn man bei seiner Arbeit auf solche Dinge stößt? Und kann ein Journalist so eine Recherche am Abend einfach abhaken? Diese Fragen, die

besonders die anwesenden Nachwuchsjournalisten interessiert hätten, wurden nur oberflächlich beantwortet.

Nur am Schluss ging noch einmal ein Raunen durch die Reihen, als Keller die Zuhörer aufforderte, einmal ihre Organspendeausweise zu kontrollieren. „Im Kleingedruckten steht, dass sie ihre Überreste auch für Gewebespenden zur Verfügung stellen.“ Jetzt war dem Publikum endgültig der Appetit vergangen.

Podiumsdiskussion I „Ungelöste Finanzkrise – Überforderte Journalisten“

mit Dr. Wolfgang Storz (Autor „Wirtschaftsjournalismus in der Krise“), Hermann Josef Tenhagen (Chefredakteur Finanztest), Beat Balzli (Der Spiegel), Prof. Dr. Max Otte (Finanzwissenschaftler), Prof. Dr. Volker Wolff (Uni Mainz)

Moderation: Gottlob Schober (SWR)

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

von Marc Etzold*

Und über Nacht war die Krise da... So schien es, als vor drei Jahren die Finanzkrise hereinbrach. Überraschung allerorten, ganz gleich ob bei Politikern, Ökonomen oder Journalisten. Dabei gab es schon viel früher Anzeichen für den großen Crash. Kritische Berichterstattung blieb allerdings aus.

Zum Auftakt der NR-Jahreskonferenz 2010 wurde die Arbeit der Wirtschaftsjournalisten kritisch reflektiert. Für den unabhängigen Hedgefonds-Manager Max Otte war das ein Novum, immerhin gebe es in Deutschland „kein Interesse über schlechten Wirtschaftsjournalismus zu sprechen“. Warum aber wurde vor Ausbruch der Krise nicht über die hohen Risiken berichtet, die viele Banken eingegangen waren? Viele dachten, „das regelt sich wieder“ – so die Diagnose von Wolfgang Storz, dem früheren Chefredakteur der Frankfurter Rundschau.

Ein weiteres Problem sprach Hermann Josef Tenhagen an: „Der Wirtschaftsteil ist doch gar nicht für die Leser, sondern für die Banken bestimmt“, so der Chefredakteur von Finanztest. Hinzu komme, dass die Menschen sich für komplexe Finanzthemen nur interessieren, wenn sie stark vereinfacht würden. Die Leser von Finanztest hätten beispielsweise erst dann die Brisanz des Themas „Zertifikate“ verstanden, als die Redaktion den Begriff mit „Wette“ übersetzt hatte.

Deutlich härter ging Publizistik-Professor Volker Wolff mit den Wirtschaftsjournalisten ins Gericht. „Ich bezweifle, dass die Autoren immer begreifen, was Sache ist“, konterte er in Richtung Tenhagen. Zur Erklärung zog er Bekanntes heran: Die Redaktionen hätten nicht die notwendigen Kapazitäten, um über ein schwieriges Thema wie die Finanzkrise mit größtmöglicher Sorgfalt zu berichten. Diese Ansicht teilte auch Beat Balzli vom Spiegel. Seine eigene Redaktion nahm er davon zwar aus, dieses „Luxuses“ sei er sich aber bewusst. Außerdem sei es die übermächtige PR, die dem Journalismus das Leben schwer mache. Mit ihren finanziell und personell oft hervorragend aufgestellten Presseabteilungen würden regionale und überregionale Redaktionen mit Texten und Inhalten beliefert. Und die Abdruckschancen für das PR-Material sei groß.

Nur am Rande wurde über tieferliegende Gründe für das Versagen der Wirtschaftsberichterstattung gesprochen. Sind es denn wirklich nur knappe Ressourcen und PR, die die Wirt-

schaftsjournalisten überfordern? Max Otte wagte als einziger aus der Runde, dies in Frage zu stellen. „Ökonomen sind sehr gut darin, zu prognostizieren was gerade passiert ist“, spottete er. Vertraut den Experten nicht zu sehr, war seine Botschaft, vor allem an die Print-Journalisten. Außerdem empfahl er den Wirtschaftsredakteuren auch mal die Werke deutscher und europäischer Ökonomen zu lesen und sich von den angloamerikanischen Sichtweisen auf die (Finanz-) Welt ein Stück weit zu lösen. Genau hier wurde es spannend – diskutiert wurde darüber aber leider kaum. Und damit ist der Runde das passiert, was sie den Wirtschaftsjournalisten ankreiden: Das Problem war zwar bekannt und lag auf dem Tisch, die eigentlichen Ursachen blieben aber außen vor. Irgendwie schade.





Zapp-Erzählcafé | "Top-Journalisten und ihre Nähe zu Politik und Wirtschaft – Ergebnisse einer Netzwerkanalyse"

mit Uwe Krüger, Institut für praktische Journalismusforschung, Leipzig

Verstrickung der Eliten

von Saskia Müller*

Netzwerke: Lebensader des Journalismus oder Verzerrung von Berichterstattung?

Die Bild-Zeitung berichtete im vergangenen Jahr über ein Treffen des Vereins Atlantik-Brücke in Mumbai. Auf dem Foto sind viele wichtige Menschen zu sehen: Walther Leisler Kiep zum Beispiel, oder Roland Berger. Dann zeigt Uwe Krüger, Doktorand am Institut für praktische Journalismusforschung in Leipzig, das Bild im Original. Darauf steht Bild-Chefredakteur Kai Diekmann, Vorstandsmitglied der Atlantik-Brücke, ganz links neben den anderen Herren. Auf dem Foto in der Bild-Zeitung ist er weggeschnitten. Ein anderes Beispiel Krügers: Maybrit Illners Talkshow im Juni 2008, schon nachdem ihre Beziehung zu René Obermann bekannt geworden war, in der unter anderem Überwachungsvorgänge bei der Telekom Thema waren. Obermanns Name sei in der Sendung nicht gefallen.

Nähe, die zu Leerstellen führt? Das geht eigentlich schon zu weit. Denn vor Uwe Krügers Promotion über die Netzwerke der Top-Journalisten und ihrer Nähe zu Wirtschaft und Politik steht zunächst nur die Frage: „Wo treffen sich die Eliten außerhalb ihrer journalistischen Pflichten?“

Eine der Power-Point-Folien, die Uwe Krüger aufruft, zeigt ein unübersichtliches Gewirr aus Linien und Punkten. Ein Netzwerk. Die Punkte sind Knoten, also Medien und Organisationen. Der Größte ist das Weltwirtschaftsforum mit 2500 Eliten aus Wirtschaft, Medien, Politik, Religion oder Kultur. Andere Knoten sind das M100 Sanssouci Colloquium, „Die Gelbe Karte“, Hintergrundkreis der Hauptstadtkorrespondenten, die Atlantik-Brücke oder die Münchner Sicherheitskonferenz. Die Linien dazwischen, das sind die Journalisten.

Natürlich sind viele Journalisten nicht nur bei einer Konferenz, in einem Verein oder einer Stiftung dabei. Ebenfalls wenig überraschend ist, dass Journalisten häufig dieselben Leute in verschiedenen dieser Kontexte treffen. Klaus-Dieter Frankenberger, Außenpolitikchef der FAZ, zum Beispiel kann Wolfgang Ischinger, unter anderem Allianz-Aufsichtsrat, gleich in drei oder mehr treffen, genauso wie den Verteidigungsminister Guttenberg. Stefan Kornelius, bei der SZ in gleicher Funktion wie Frankenberger, kann ebenfalls Wolfgang Ischinger oder auch Frank-Walter Steinmeier drei Mal oder öfter jährlich bei Konferenzen und ähnlichen Anlässen begegnen. Die Analyse des Netzwerks von Zeit-Heraus-

geber Josef Joffe amüsiert das Publikum. Die Linien liegen so dicht beieinander, dass sie nur schwer erkennbar sind. Werden all diejenigen aussortiert, die Joffe in weniger als vier Zusammenhängen treffen kann, bleiben trotzdem noch viele Namen stehen: Guttenberg, Westerwelle, Ischinger, Ackermann, Kornelius ...

Die Betonung liegt dabei immer auf „kann“: Das, was Uwe Krüger in seiner Netzwerkanalyse herausarbeitet, sind Potentiale, Kontaktpotentiale, wie er selbst betont. Gefahren, die die Aktualisierung dieser Potentiale birgt, sind laut Krüger ein neoliberaler und transatlantischer Bias, eine dominante Eliten-Sicht und Mainstream-Effekte, die durch die Überschneidungen der Netzwerke der Führungspersonen in deutschen Leitmedien entstehen.

Uwe Krüger scheint sich der Grenzen seiner Methode bewusst zu sein. „Bei keinem der Journalisten wissen wir, was da wirklich läuft.“ Trotzdem antwortet Krüger, zusätzlich zu den anfangs genannten Beispielen, auf die Frage, ob Verzerrungen in der Berichterstattung empirisch nachweisbar seien, mit dem Beispiel der Sicherheitskonferenz: In den Leitmedien werde nicht über die Gegenkonferenz oder Demonstrationen berichtet.

Das Publikum wird unruhig, nicht erst bei diesem Beispiel. Die einen empören sich über die Ergebnisse der Netzwerkanalyse: „Das sind Zirkel, in die wir so, wie wir hier sitzen, gar nicht reinkommen“, sagt eine Diskussionsteilnehmerin. Eine andere Stimme aus dem Publikum: „Das zeigt, dass die Medien nicht unabhängig sind.“ Die anderen empören sich über solche Schlussfolgerungen. „Netzwerke sind die Lebensader des Journalismus“, sagt einer der Zuhörer. Sind die Treffen bei Konferenzen, in Stiftungen und Vereinen also Teil der journalistischen Pflichten? Dann wäre schon Uwe Krügers anfängliche Frage falsch gestellt. Ein Diskussions Teilnehmer appelliert an den Referenten: „Laufen Sie nicht Gefahr, eine Folie für Generalverdächtigungen zu schaffen?!“

Offensichtlich gibt es zum Thema dieses Erzählcafés noch Diskussionsbedarf. Krügers Analyse liefert Stoff dazu.

Workshop: Recherche I "Redakteurs-Typen – Und wie man sie in den Griff kriegt"

mit Dr. Sigrid Faltin, Moderation Nina Schulz

Über Redakteurs-Typen im Bilde

von Niklas Schenck*

Filmautorin Dr. Sigrid Faltin entdeckt Eigenarten jeder Couleur

Unkonventionelle Bestandsaufnahme

Das musste wohl mal raus. Siegrid Faltin, seit 30 Jahren Journalistin, seit 20 Jahren TV-Autorin für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, hat schon mit zwei Dutzend Redakteuren zusammengearbeitet; mindestens ebenso viele haben ihre Vorschläge abgelehnt, und eine Handvoll sorgte dafür, dass ein vereinbarter Film nie zur Ausstrahlung gelangte. Da staut sich einiges an. Als Form für eine ganz persönliche Abrechnung hat die promovierte Historikerin eine Diashow gewählt, die jedem Redakteurs-Typ ein Gemälde widmet – von Botticelli, Caspar David Friedrich und Carl Spitzweg etwa. Die Zuhörer erfahren von der Macht, die Redakteure über freie Autoren haben – schließlich geht es um viel Geld. Faltin beobachtet eine stark asymmetrische Beziehung als Folge dieser Abhängigkeit, von deren metastabiler Verfassung ganze Familien abhängen.

Sandwichredakteure: Alles Käse zwischen Programmchefs und Sendeplatzmangel

Faltin hat ihre Erfahrungen mit dem „Faktor Mensch“ in der Filmproduktion in fünf Prototypen zusammengetragen. Alle fünf seien über die Jahre immer stärker zu Sandwich-Redakteuren geworden – in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeeengt zwischen Chefredakteuren und Programmdirektoren auf der einen Seite und Quotendruck in Kombination mit wachsendem Wettbewerb um Sendeplätze auf der anderen Seite. Dass ihrer Meinung nach zwischen den Deckeln dieses besonderen Sandwiches fast nur noch Käse zu finden ist, macht Faltin deutlich. Die fünf häufigsten Käsesorten nach Faltin (2010):

1. Der Autoren-Redakteur hat jahrelang selbst Filme gedreht und versucht nun, dem Autor SEINE Handschrift aufzuzwingen. Er fährt mit zum Dreh, sucht das Kamerateam aus, mit dem er seit Jahrzehnten arbeitet und sucht im Rohmaterial nach missglückten Schwenks, die er dem Autor so oft hin und her shuttelt, bist dieser stotternd um Vergebung fleht. Er ist natürlich auch der bessere Texter, ein Halbgott in den Farben des Senders.
2. Der Hypochonder-Redakteur leidet ständig unter Kopfweg, Knieschmerzen, Schlafstörungen – allerdings selten allein. Getreu der Maxime „Geteiltes Leid ist halbes Leid“ erzählt er ungefragt von seinen Malaisen, und weil das Klagelied auch vor den ach-so-schlimmen Chefs und Kol-

legen nicht halt macht, kann man sicher sein, selbst zum Gesprächsthema zu werden, sobald er den Hörer auflegt. Besonders fatal, weil sich sein körperlicher Zustand minütlich ändert: Der Hypochonder-Redakteur ist ein Bauchentscheider.

3. Der private Redakteur braucht Kontakt und ruft schonmal am Morgen des Heiligen Abends an, um sich über sein verkümmertes Sexualleben auszuheulen. Das kann wunderbar sein, wenn der Autor ebenfalls einsam ist und der private Redakteur zufällig nett. Ansonsten ist es „wie Unzucht mit Abhängigen“, findet Faltin, und führe dazu, dass Redakteurinnen dieses Typs niemals eine Frau mit einem Film beauftragen würden, egal wie gut ein Themenvorschlag sei.
4. Der ferne Redakteur lässt telefonische Themenvorschläge von der Sekretärin abwimmeln und nimmt diese grundsätzlich nur per E-Mail an – was nicht heißt, dass er jemals zurückruft. Kurz nach Beginn der Abnahme geht er telefonieren, und wenn er 30 Minuten später zurück kommt, weiß er alles über den Film.
5. Der ängstliche Redakteur: Handschläge zählen nichts bei diesem Wackelkandidat, der nur mit etablierten Autoren und großen Produktionsfirmen zusammenarbeitet. Er lobt Themenvorschläge grundsätzlich mit dem Zusatz: „Melden Sie sich, wenn sie das finanziert haben, ich sende das dann im Dritten“.

Dabei leidet Faltin durchaus mit den armen Redakteuren. 50 bis 100 E-Mails bekämen sie pro Tag, bis zu zehn Exposés, und sie litten schwer daran, dass kein Autor ein Verständnis zu haben scheine für Budgetkämpfe oder den ewigen Quotendruck. Niemand wisse zu schätzen, wie sie bei Entscheidungsrunden mit Chefredakteuren, Programmchefs und Fernsehdirektoren um jedes Projekt kämpften. Vielleicht, weil so viele Autoren dem empfindsamen Typus zugehören?, fragt Faltin. Dieser arme Künstler fühlt sich in seiner Kreativität verkannt. Oft geht er jahrelang mit einem Film schwanger, und wenn er einem Redakteur von seiner Idee erzählt, dann soll dieser das gemeinsame Baby wie eine Amme bis zur Ausstrahlung mit groß ziehen. Der empfindliche Autor erzählt gerne ungefragt von seinem Projekt, seiner Story. Weil er eine Absage so persönlich nimmt wie ein pubertierender Junge einen Korb, kostet es ihn unendlich viel Kraft, vor dem nächsten „Pitching“ wieder Anlauf zu nehmen. Er will jeden noch so vorsichtigen Veränderungs-

vorschlag als haltlose Anmaßung entlarven. Kein Wunder, dass Faltin die Abnahme des Filmes mit dem Gemälde einer Seeschlacht untermalt.

Deutschland sucht den Super-Redakteur

Ihre Wünsche an Deutschlands „Super-Redakteur“ sind ganz bescheiden. Redakteure aufgepasst: Ihr seid ideal, wenn ihr Themenvorschläge in wenigen Tagen beantwortet – egal ob mit Ja, Nein oder einem begründeten Vielleicht. Ihr sprecht mit Autoren auf Augenhöhe und macht ihr Projekt zu eurem eigenen, wenn es erst angemeldet ist. Ihr kämpft für Drehtage und Sendeplätze eurer Autoren und fragt nach der Rückkehr aus echtem Interesse, wie der Dreh verlaufen ist. Auch wenn ihr konstruktive Kritik übt, überlasst ihr Musikauswahl, Text und Geschmackfragen im Schnitt letztendlich den Autoren. Auch ein Kaffee auf eure Kosten wäre mal schön, und vielleicht ein pointiertes Feedback aus der Redaktion nach der Ausstrahlung. Soweit die Stilkritik, verpackt als Vision.

Kaum Rezepte für den Umgang

Nun zu den Rezepten zum Umgang mit jedem Redakteurs-Typ. Die hatte Faltin ja im Titel versprochen, wenngleich ihre Ironie vermuten lässt, dass sie den Glauben an den idealen Redakteur langsam verliert. Nichts zu machen, signalisiert sie, denn selbst perfektes Autorenverhalten führe nicht zwingend zum Erfolg: „Es ist wie In-Vitro-Fertilisation“, sagt sie, „man gibt sein Bestes, aber das garantiert nicht, dass die Saat aufgeht“. Dieses perfekte Verhalten – als Rezept für den Umgang mit den fünf Typen von Sandwichredakteuren – beschreibt Faltin allerdings nur in dürren Worten: Ein Traum-Autor solle wissen, wann er Vorschläge machen könne, statt Redakteuren bei Stehempfangen auf die Toilette zu folgen. Er sei sich der Nöte des Redakteurs bewusst und bereit, über die Zahl der Drehtage oder das Budget zu verhandeln. Er gratuliere dem Redakteur auch mal zu einer guten Sendung anderer Autoren oder zu einem Preis, und kenne dessen Sendeplätze. Das war's schon? Ansonsten hänge viel von Glück ab, sagt Faltin lakonisch. Einem lärmgeplagten Redakteur einen Film über Einflugschneisen zu präsentieren oder einer bipolaren Redakteurin das Projekt über manisch-depressive Patienten, soviel Glück könne man nicht planen.

Reporter-Forum / „Aufregung im Medienschungel – Stefan Aust und seine Projekte“

mit Stefan Aust. Moderation: Kai Hinrich Renner

„Aufregung im Medienschungel“

von Marie Löwenstein*

Stefan Aust und seine Projekte

Der Konferenzraum ist gepackt voll. Stefan Aust hat sich kurzfristig angesagt, um über seine neusten Projekte zu berichten. Ein bisschen Promi-Schau ist vermutlich für viele der Grund, sich bei knapp 40 Grad Außentemperatur in den Saal zu quetschen. Das betriebswirtschaftliche Klein-Klein, in das Moderator Kai Hinrich Renner vom Hamburger Abendblatt rasant einsteigt, eher nicht. So bleibt das Publikum irgendwo zwischen Produktionsfirmen, Tochtergesellschaften und Hitzeschlag auf der Strecke.

Einige interessante Fakten können aber extrahiert werden: Stefan Aust hält seit kurzem 26 Prozent Anteile des Nachrichtensenders N24, der zuvor zur ProSiebenSat.1 Media AG gehörte. In Folge von Finanzproblemen wird ein Drittel der Arbeitsplätze bei dem Sender abgebaut. Die Kürzungen, so Aust, sollen besonders den Nachrichtenbereich betreffen. Natürlich werde sich der Stellenabbau „bei der Qualität der Nachrichten bemerkbar machen“, sagt Aust. Die Finanzen ließen es aber nicht anders zu. So hofft der 64-Jährige auf die Erfahrungen, die er bereits bei der Umstrukturierung des Sendes Vox vor einigen Jahren sammelte. Ein Vorhaben jetzt sind zum Beispiel „Format-Nachrichten“, die jeweils zur vollen Stunde gesendet werden, sagt Aust.

Auf die Publikumsfrage, was mit den viel verspotteten, im Ausland eingekauften Dokumentationen über Flugzeugträger geschehen soll, antwortet Aust ausweichend. Zum einen sei er nicht für das Programm zuständig, darum kümmere sich die Geschäftsführung. Zum anderen seien die Dokumentationen günstiger als Eigenproduktionen. Ein Modell, das sich Aust aber vorstellen kann, sind eigene hochwertigere Produktionen, deren Erstausstrahlungsrechte an andere Sender verkauft werden.

Auch sein neuestes Baby, das Magazin die „Woche“, möchte Aust über N24 realisieren. Die einjährige Entwicklung des Projektes hat zwar die WAZ-Gruppe bezahlt, ganz Geschäftsmann hat sich Aust aber die Rechte bei „Nichtrealisierung“ gesichert. Das ist eingetreten. Nun soll die „Woche“ nicht nur in Print- sondern auch TV- und Onlineform annehmen. Die „Woche“ wird außerdem auch für das iPad von Apple geeignet sein. Sein Team habe das zwar nicht direkt geplant, aber später festgestellt, dass die „Woche“ mit dem iPad kompatibel ist. „Steve Jobs ruft nachher an“, scherzt Aust.

Renner auf die Gerüchte anspricht, die Entwicklung der „Woche“ sei ein Rachefeldzug gegen das Magazin Spiegel gewesen. Austs Chefredakteurs-Vertrag beim Spiegel war Ende 2008 nicht verlängert worden. „Ich habe keine Lust, mich zu rächen oder zu ärgern“, sagt Aust. Aber was treibt ihn dann mit 64 noch an, solche Großprojekte zu realisieren, fragt Renner. Das alles mache ihm einfach „mörderischen Spaß“, sagt Aust. Und überhaupt: „Es ist doch nicht jeder, der arbeitet, von Rache beseelt.“

Ein wenig ungehaltener wird er jedoch, als ihn Moderator

Recherche | „Preisverdächtig – manipulieren Journalistenpreise die Medien?“

mit Arne Orgassa (LMU), Mario Kaiser (freier Journalist), Dirk Kropp (Initiative proDente), Prof. Dr. Volker Lilienthal (Universität Hamburg), Jana Goebel (rbb). Moderation: Sebastian Erb (freier Journalist)

Lob um jeden Preis?

von Grit Thümmel**

Sie prämiieren besonders gelungene, journalistische Vorzeigewerke. Sie machen Verlage, Sender und Empfänger stolz. Und nebenbei bringen sie dem Stifter auch noch ein gutes Image ein: Journalistenpreise. Auf den ersten Blick für alle Seiten ein Gewinn. Doch ein großer Teil der rund 300 in Deutschland verliehenen Preise wird zu PR-Zwecken ausgeschrieben. Für die Teilnehmer der Diskussionsrunde „Preisverdächtig – manipulieren Journalistenpreise die Medien?“ ein Grund genauer hinzuschauen.

Die Zahlen einer aktuellen Studie des Münchner Studenten Arne Orgassa (Ludwig-Maximilians-Universität) scheinen eine klare Antwort auf die Frage nach dem Einfluss der Preise zu liefern: Die deutliche Mehrheit der 932 befragten Journalisten glaubt, dass durch Journalistenpreise tatsächlich die Themen der Stifter auf die Medienagenda gesetzt werden. Doch Volker Lilienthal, Inhaber der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur an der Universität Hamburg, warnte vor Pauschalisierungen. Denn angesehene Auszeichnungen stärkten die Position der Autoren und damit deren Chancen, sich mit der Umsetzung komplexer Themen in den Redaktionen durchzusetzen. Sein Fazit: „Journalistenpreise fördern auch die Qualität.“

Bei Mario Kaiser sind es Reportagen über Menschen-smuggler (Die Zeit) oder eine Geschichte über den Terroranschlag von Beslan in Nordossetien (Der Spiegel), mit denen er die Top-Preise der deutschen Medienlandschaft abgeräumt hat. Einen fünfstelligen Betrag haben die insgesamt zwanzig Auszeichnungen dem freien Journalisten eingebracht. Darum gehe es aber nicht: „Es ist eine schöne Bestätigung. Das Geld ist irgendwann weg, der Preis bleibt.“

Doch dass gerade für freie Autoren vor allem Geldpreise – teils bis zu 10.000 Euro – angesichts niedriger Zeilenhonoreare verlockend sind, darauf konnte sich die Runde schnell einigen. „Wenn Recherche ordentlich bezahlt würde, müssten sich Journalisten gar nicht für solche Themenpreise bewerben“, kritisierte die Berliner Fernsehredakteurin Jana Göbel (rbb), selbst Mitglied in der Jury des „Medienpreises Mittelstand“.

Auszeichnungen wie etwa von der Initiative „proDente“, vergeben für Berichte zu Zahnmedizin oder Zahntechnik, lehnt die Journalistin vehement ab: „So ein Preis wäre mir peinlich. Das würde meinen Ruf verderben“, sagte sie. Ihr

Kollege Mario Kaiser auf dem Podium sah das ähnlich. Er gab aber gleichzeitig zu, selbst schon einmal einen PR-Preis, den „Business of Beauty – Medienpreis Friseur“, angenommen zu haben.

An Dirk Kropp, Initiator des proDente-Preises, prallte die harsche Kritik ab. Er machte kein Geheimnis daraus, dass es ihm um die Imageförderung für die Trägerverbände der Initiative geht. Über die journalistische Qualität der Einsendung entscheiden in seiner Jury PR-Profis und Zahnärzte. Für Volker Lilienthal, der unter anderem Mitglied in der Jury des Adolf-Grimme-Preises und des Otto-Brenner-Preises ist, ein absolutes Tabu. Eine professionelle und unabhängige Jury sei eines der Qualitätsmerkmale eines Journalistenpreises.

Tatsächlich gelang es der Runde, anhand einiger Qualitätskriterien etwas Orientierung zu schaffen: Neben der Besetzung des Auswahlkomitees sollte eine Ausschreibung nach Meinung der Teilnehmer thematisch nicht zu eng und der Zeitrahmen nicht zu weit gefasst sein. So könne verhindert werden, dass Artikel gezielt und als reine PR für den Stifter geschrieben würden. Die Runde wünschte sich insgesamt mehr Zweckfreiheit.

Am Rande klang bei den Jury-Aktiven auch etwas Selbstkritik an: So wies Göbel darauf hin, dass mehr Transparenz bei den Auswahlverfahren wichtig sei. Gerade hier sah das Publikum – unabhängig von den Lobby- und PR-Interessen im Hintergrund – Handlungsbedarf: „Man sollte nicht so sehr über PR-Preise lästern“, gab ein Zuhörer zu bedenken. Auch bei den Qualitätspreisen gebe es teilweise eine undurchsichtige Nominierungspraxis. Volker Lilienthal resümierte: „Meist gewinnen die Journalisten der Elitemedien, die anderen fallen hinten rüber.“

Leider versäumte es die Runde, neben allen ökonomischen Zwängen auch die Verantwortung jedes einzelnen Journalisten für das eigene Handeln anzusprechen. Schließlich musste Moderator Sebastian Erb, der sein Geld übrigens selbst als freier Autor verdient, daran erinnern: „Jeder kann selber entscheiden, wo er mitmachen will.“ Zweifelhafte Ehrungen müssten sich so eigentlich von selbst erledigen.

Lessons: Experten / "Blogger als Medienkontrolleure"

mit Stefan Niggemeier. Moderation: Julia Stein, NDR

Bekenntnisse eines Bloggers

von Franco Liccione**

Von den Freuden und Gewissenskonflikten eines Medienjournalisten

Der Titel der Veranstaltung ließ den Teilnehmern eigentlich keinen großen Raum für Fantasie. Gleich zu Beginn überraschte Moderatorin Julia Stein jedoch mit der Aussage, um den Titel müsse man sich nicht scheren, „wir können das hier weit auslegen“. Also fing sie an, mit Stefan Niggemeier über dessen Alltag als Blogger und Medienjournalist zu plaudern. Offen erzählte Niggemeier dabei von seinen Gewissenskonflikten und wartete mit teils erstaunlichen Bekenntnissen auf.

„Wieso kündigt man eine Festanstellung?“, wollte Stein wissen. „Freiheitsdrang“ lautete Niggemeiers Erklärung dafür, dass er 2006 seinen Posten als Medienredakteur bei der FAZ kündigte. Er habe sich auch mehr auf seinen medienkritischen Weblog „Bildblog“ konzentrieren wollen. Dort sowie in seinem eigenen Blog könne er sich ganz seiner Vorliebe widmen – dem Nörgeln. „Dafür bin ich Journalist geworden: Damit ich über Sachen schreiben kann, die mich aufregen.“ Zwar komme so das Positive oft zu kurz, wie er auch an den Leser-Reaktionen gemerkt habe, aber Bloggen sei für ihn ja auch „eine Form von Bequemlichkeit; es gibt keine Zeilen- und Inhaltsvorgaben und ich brauche nichts zu kürzen.“

Nicht nur Niggemeiers Redelust, sondern auch die Zuhörer machten die Veranstaltung interessant: Sie waren zwar spärlich gesät, dafür aber umso kritischer. Niggemeier befand sich mehr als einmal in einer Rechtfertigungsposition. So fragte ein gut informierter Gast, wie Niggemeier es denn mit sich vereinbaren konnte, die Laudationes für die Echo-Verleihung zu schreiben. „Das war ja nur ein Ausflug auf die andere Seite“, entgegnete der Medienjournalist. Wirklich problematisch werde es ja erst, wenn er so etwas regelmäßig mache. Fast reumütig ergänzte er aber, er habe in Folge dieses Ausflugs darauf verzichtet, „kritisch über die zu schreiben“.

Auch seinen alten Arbeitgeber – die FAZ, für die er weiterhin als Freier tätig ist – schont der Medienjournalist. „Nach wie vor kritisiere ich nicht die FAZ. Das ist mein blinder Fleck“, bekannte er. Jüngst konnte er sich einen Seitenhieb auf die FAZ aber beim besten Willen nicht verkneifen: Als die Zeitung nämlich auf einen gefälschten Twitter-Eintrag hereinfiel, in dem es hieß, Christian Wulff sei schon im ersten Wahlgang Bundespräsident geworden. Die FAZ-Kollegen

hätten stillschweigend die Meldung gelöscht und durch einen Artikel mit dem Tenor „Twitter kann man nicht trauen“ ersetzt. „Wenn ich mich schon über Kleinigkeiten bei Spiegel Online aufrege, da konnte ich das nicht ignorieren“, so Niggemeier.

Die fehlende Transparenz bei Fehlern sei generell ein großes Problem in den Medien. Vieles würde lieber totgeschwiegen als das man es – beispielsweise durch einen eigenen Blog – öffentlich mache. So kam man am Ende wieder zum eigentlichen Thema der Veranstaltung: Blogger als Medienkontrolleure. Auch wenn die Blogosphäre in Deutschland noch zu klein und unbedeutend sei, Niggemeiers Einschätzung zufolge erfüllen Blogs wie „Bildblog“ die Rolle des Kontrolleurs bereits. Grund dafür sei auch, dass Blogger sich in einer natürlichen Rolle des Kritikers befänden, da viele sich grundsätzlich gegen traditionelle Medien richteten. Da Niggemeier mittlerweile selbst eine hohe Reputation besitze und so teilweise selbst Gegenstand der Berichterstattung sei, wollte Stein von ihm wissen, wie er selbst mit Fehlern in seiner Berichterstattung umgehen würde. „Irgendwann wird mir sicher auch der große, peinliche Fehler unterlaufen, aber mit Transparenz muss mir da nicht allzu bange sein – auch wenn sicherlich schon viele Leute auf einen solchen Fehler warten.“ Mit Bekenntnissen zu seinen Gewissenskonflikten als Medienjournalist und seiner Ehrlichkeit bei zahlreichen kritischen Fragen aus dem Publikum handelte Niggemeier jedenfalls ganz im Sinne der von ihm geforderten Transparenz in den Medien.

Computer & Recherche / „Die Ente bleibt draußen – Quellenprüfung im Internet“

mit Albrecht Ude, Recherche-Trainer

Zwei Minuten gegen Enten

von Marc Patzwald*

Albrecht Ude über Quellenprüfung im Internet

Im Internet gibt es nur wahre Informationen. So viele Menschen können sich ja nicht irren. Wer das denkt, liegt eindeutig falsch. Meinungsfreiheit schaffe das Internet zwar, doch das sei nicht automatisch die Wahrheit, erklärt Recherche-Trainer Albrecht Ude gleich zu Beginn. Oft kursierten veraltete, unvollständige oder gefälschte Daten im Internet. Und nur allzu viele Journalisten fielen darauf herein und publizierten weiter.

Das Lehrbuchbeispiel dafür ist der „Bund Deutscher Juristen“. Diese „Juristen“ forderten Ende 2005 in einer Pressemitteilung leichte Folter als Mittel zur Informationsgewinnung. Die Agentur Associated Press berichtete als erste, dann folgten Spiegel-Online, der WDR und n-tv. Obwohl eigentlich jeder Journalist dieses Beispiel kennen müsste – schließlich ist es schon vier Jahre alt –, sorgte es bei mehreren Anwesenden für eine Überraschung. Einige wussten gar nicht, dass der Bund nicht existiert.

Die „offizielle“ Internetseite ist heute noch zu erreichen. Sie hat kein Impressum, was, so Ude, gegen deutsches Recht verstoße. Außerdem ist die Endung der Internetseite „org“ und nicht „de“. Für Deutschland und vor allem offizielle deutsche Institutionen ist die Endung „de“ vorgesehen – „org“ hingegen ist für jeden zugänglich. Die „Public Interest Registry“ ist für die Vergabe und Verwaltung dieser Domains zuständig. Dort können Journalisten die gesuchte Adresse eingeben und erfahren dann mehr – zum Beispiel, dass die Seite des „Bund Deutscher Juristen“ erst zwei Tage vor der Pressemitteilung online gegangen ist und die dafür verantwortliche Firma in Scottsdale in Arizona, also in den USA, sitzt. Um Journalisten von der Existenz des Bundes zu überzeugen, hatten die Betrüger auch noch Wikipedia-Einträge erstellt. Zwei Minuten hätte ein Rechercheur nur gebraucht, um herauszufinden, dass die Einträge kaum älter als die Website des Bundes selber waren.

Journalisten müssen auf alles achten und nicht nur Wikipedia und Google nutzen. Wer ist der Autor? Gibt es überhaupt einen Autor? Wie lange existiert die Website? Ist sie zu anderen Seiten verlinkt? Hat sie ein Impressum? Welche Endung hat sie? Wird sie überhaupt zitiert? Und, wenn ja, von wem?

„Es sollte eigentlich Routine sein“, sagt Ude zum Thema Quellenprüfung im Internet. Deswegen wollte er den Vortrag

eigentlich auch nicht mehr halten, da er dies bereits im letzten Jahr gemacht hatte. Doch dass immer noch Bedarf besteht, zeigt das aktuelle Beispiel, dass Journalisten auf gefälschte Twitter-Accounts zur Bundespräsidentenwahl hereingefallen sind. Sie stammten in Wirklichkeit von der Satirezeitschrift „Titanic“.

Eine Stunde für Albrecht Udes Vortrag war etwas zu knapp bemessen. Als es richtig ins Detail gehen sollte, musste Ude sein Referat leider beenden. Einige der Themen waren computererfahrenen Journalisten schon bekannt, doch einige neue Infos gab es für jeden. Sehr praktisch wäre es noch gewesen, wenn Ude exemplarisch eine beliebige Seite auseinandergenommen und dabei die einzelnen Methoden präsentiert hätte.

Nützliche Links

<http://www.iana.org/domains/root/db/>

Internet Assigned Numbers Authority: hier lassen sich alle Endungen, die sog. Top-Level-Domains, nachschauen

www.pir.org

zuständig für „org“-Seiten

http://katrina.cs.caltech.edu/erenrich_rnd345/scanner_final/
wer einmal überprüfen möchte, welche Firmen bei Wikipedia welche Einträge verändern und anpassen

<http://www.archive.org/index.php>

jede Internetseite, die die Waybackmaschine findet, speichert sie und lässt sie sichtbar im Internet; archive.org kann Indizien dafür liefern, seit wann es eine Internetseite gibt

<http://www.ude.de/seminar/100709-hbg-nr-jt-quellenpruefung-handout.pdf>

der komplette Vortrag als PDF mit noch mehr Tipps und Links

Computer & Recherche I “Warum fallen Journalisten auf Wikipedia rein?”

mit Dirk Nolde (Berliner Morgenpost), Achim Raschka (Nova Institut), Henriette Viebig (Kommunikation RWE).

Moderation: Albrecht Ude (netzwerk necherche e.V.)

Von der Notwendigkeit einer zweiten Quelle

von Anastassia Stroeve*

Warum Wikipedia alleine nicht ausreicht

Sie ist ein Phänomen, das nicht mehr wegzudenken ist: Fast bei jeder Internetrecherche via Google wird Wikipedia als erstes Suchergebnis angezeigt. Ihre umfangreichen Artikel sind eine anziehende Informationsquelle, ihre oft besuchte Plattform eine brisante Möglichkeit zur unternehmerischen PR.

„Ich schaue relativ unregelmäßig in die Wikipedia“, gesteht Henriette Viebig von der Kommunikationsabteilung RWE gleich zu Beginn. Selbstverständlich sei es für ihr Unternehmen von großer Relevanz, wie es auf der Seite von Wikipedia präsentiert werde. „Der Eintrag über RWE ist absolut stimmig. Die Geschichte des Unternehmens ist auch richtig“. Man habe alle Bücher als Quellen herangezogen, die es über RWE gebe. Auch der Redaktionsleiter von Morgenpost Online, Dirk Nolde, nutzt Wikipedia. Der Journalist gibt sich aber vorsichtiger: „Dort gibt es auch Fallen. Eine zweite Quelle ist unbedingt notwendig“, sagt Nolde.

„Quelle“ ist ein gutes Stichwort: Der Wikipedia-Stammautor Achim Raschka wünscht sich mehr gedruckte Quellen für viele Wikipedia-Einträge. Mit „gedruckt“ meint er Bücher und keine Zeitungen. Die etwa 600 aktiven Autoren, die Wikipedia im Wesentlichen mit ihren Beiträgen bestücken, griffen beim Schreiben lieber zu Büchern, erklärt der studierte Biologe. Ein Problem stellten nur die so genannten digital-natives, die mit dem Internet bereits Aufgewachsenen, dar. „Sie sind viel im Netz unterwegs und geben oft nur Online-Quellen an.“

Eher unerwünscht seien dagegen journalistische Quellen, da ist sich der erfahrene Wikedianer Raschka sicher. Man erinnere sich nur an die neun bis zwölf Vornamen des amtierenden Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg, die jemand offensichtlich aus Spaß in den entsprechenden Wikipedia-Eintrag geschrieben habe. Der Spiegel hat es abgedruckt. Daraufhin hat Wikipedia das Wochenmagazin als Quelle angegeben und kurz danach sind andere Medien in die aufgestellte Falle geraten. Um solche Pannen in Zukunft zu vermeiden, werde jeder einzelne Eintrag von der Wikipedia-Community kontrolliert, sagt Raschka.

Dirk Nolde steht der Nutzung von Wikipedia im journalistischen Alltag mit einer Prise Skepsis gegenüber. „Wikipedia ist zwar leicht, schnell und gut strukturiert“, sagt der Jour-

nalist. Allerdings dürfe man sie gerade bei aktuellen Themen nicht benutzen. Besonders vorsichtig solle man mit Informationen über Personen der Zeitgeschichte, wie Politiker, umgehen, so Nolde.

Über Politiker dürften übrigens auch ihre Mitarbeiter schreiben, wenn sie es konstruktiv machten, fügt Raschka hinzu. Das gleiche gelte für Mitarbeiter eines Unternehmens, wenn sie beispielsweise Zahlen im Unternehmensbeitrag ändern wollten. „Wichtig ist eine Quellenangabe“, so der Wikipedia-Experte. Nolde lässt sich aber von seiner Meinung nicht abbringen: „Es ist für mich eine Frage der Disziplin.“ Es bedürfe immer einer zweiten Quelle – erst Recht bei der Nutzung von Wikipedia.

Computer & Recherche | "Xing, Facebook & Co. – Recherchieren in sozialen Netzwerken"

mit Boris Kartheuser, freier Journalist und Rechercheur, Christina Elmer, Redakteurin der dpa und Trainerin für Web-Recherche

Die Netzwerk-Recherche

von Claudia Beckschebe**

Die Zahlen beeindrucken: 16,6 Millionen Nutzer in den vz-Netzwerken, fast 10 Millionen bei Facebook. Und das allein in Deutschland. Bei einem Blick auf die User-Statistiken von MySpace, Twitter, Xing und Co. wird schnell klar: Wer als Journalist soziale Netzwerke im Internet ignoriert, der läuft Gefahr, enorme Informationsquellen nicht zu erschließen. Doch wie läuft die gezielte Recherche in Communities ab? Welche Regeln gelten dabei? Wie lassen sich relevante Themen und Informanten identifizieren? Welche Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme gibt es?

Christina Elmer und Boris Kartheuser gaben in ihrem Workshop Antworten auf diese und weitere Fragen. Anhand von konkreten Beispielen wie dem Volksbegehren zum Nicht-raucherschutz zeigte Elmer, wie Journalisten aktuelle Diskussionen im Netz verfolgen können – und wie sie Themenideen, Ansprechpartner und Betroffene aufspüren können. Elmer sucht beispielsweise nach Gruppen in Communities, verfolgt Twitter-Debatten mit RSS-Feeds und findet mit speziellen Suchmaschinen für soziale Netzwerke die Top-Themen der Netzgemeinde. Die Möglichkeiten seien vielfältig – nicht nur bei der Recherche, sondern beispielsweise auch bei der Vorbereitung von wichtigen Interviews. Wer sich ein eigenes Netzwerk – zum Beispiel bei Twitter – aufbaue, der könne vor einem Interviewtermin seine „Follower“ befragen und so womöglich weitere Ideen und Anregungen bekommen.

Dass man mit der Netzwerk-Recherche noch deutlich tiefer graben kann, zeigte Kartheusers Bericht seiner verdeckten Nachforschungen zu unlauterer PR-Arbeit. Mithilfe diverser Profile in unterschiedlichen Communities – zum Beispiel im Business-Netzwerk Xing – beobachtete Kartheuser verdächtige Politiker, PR-Profis und Lobbyisten. Er verglich Freundeslisten, sah Informationen ehemaliger Arbeitgeber ein und konnte sich so Strukturen und Seilschaften vergleichsweise einfach auf dem Bildschirm anzeigen lassen. Allerdings gab er sich bei der Recherche nicht als Journalist zu erkennen. In seinen Profilen gaukelte er andere Namen, Interessen und Lebensläufe vor und stellt dann Kontakte her.

Erst nach 55 Minuten kam von einer jungen Teilnehmerin im Publikum die Frage nach der ethischen Zulässigkeit dieses Vorgehens. Kartheuser zitiert aus den Richtlinien zu Ziffer 4 des Pressekodex, der die verdeckte Recherche nur im Ausnahmefall gestattet, wenn ein besonderes öffentliches Interesse an den Informationen besteht und diese nicht auf

andere Art und Weise beschafft werden können. Er stellte klar: „Ich bin nicht grundsätzlich mit falscher Identität unterwegs.“

Leider kam dieser Hinweis reichlich spät – viele Teilnehmer hatten da schon den Raum verlassen. Die Zeit war knapp. Und so fiel leider auch ein besonders wichtiger Teil der Veranstaltung aus – die geplante Diskussion um die Frage „Wie gehen wir als Journalisten mit unserer Identität um?“

Recherchertools (Auswahl)

<http://www.bing.com/social>

Ermöglicht die Suche in vielen sozialen Netzwerken und zeigt die beliebtesten Themen an.

<http://foller.me>

Tool, um Twitter-User zu durchleuchten:

Welche Themen hat der Twitterer? Wer sind seine Follower?

<http://www.geochirp.com>

Werkzeug für die lokale Twitter-Suche:

Wer zwitschert über was in welcher Gegend?

Computer & Recherche | “Wikileaks – Das Archiv für geheime Dokumente“

mit Daniel Schmitt (Wikileaks). Moderation: Lars-Marten Nagel (dpa)

Bürgerdienst ohne Kompromisse

von Philipp Offenburg*

Daniel Schmitt von Wikileaks über geheime Dokumente im Netz

„Free Speech Has A Number: 88.80.13.160“, titelte CBS im Februar 2008. Gemeint ist die IP-Adresse des Geheiminfo-Archivs Wikileaks. Seit drei Jahren werden dort brisante Dokumente aus Regierungen, Militär, Unternehmen und anderen Bereichen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, „alles von diplomatischer oder ethischer Signifikanz, was sonst zensiert wird“, sagt Daniel Schmitt, einer der beiden Sprecher von Wikileaks.

International bekannt wurde Wikileaks durch die Veröffentlichung von „Collateral Murder“: Die Aufnahmen eines Apache-Helikopters dokumentieren einen US-Luftangriff auf Zivilisten in Bagdad, bei dem unter anderem zwei Reuters-Mitarbeiter getötet wurden. Reuters hatte das Video seit 2007 vergeblich bei der US-Regierung eingefordert. Ein Informant oder „Whistleblower“ lud es anonym bei Wikileaks hoch. Am 5. April 2010 wurde das Video veröffentlicht und erreichte innerhalb von 72 Stunden 4,5 Millionen Klicks bei youtube.

Am 6. Juli 2010, drei Tage vor dem Netzwerk-Recherche-Treffen, wurde der 22-jährige US-Soldat Bradley Manning angeklagt, das Video veröffentlicht zu haben. Bei einer Verurteilung drohen ihm 52 Jahre Haft. „Er hat mit einem Journalisten gesprochen, der die nationale Sicherheit gefährdet sah und den Informanten an das FBI verriet“, berichtet Schmitt. „Ich selbst glaube nicht, dass vor der Tür Leute in einem schwarzen Van sitzen und mich gleich mitnehmen“, fügt er noch hinzu.

Journalisten sollten sich immer vor Augen halten, dass die „Whistleblower“ die einzigen seien, die ein Risiko eingingen, wenn sie Wikileaks Daten zur Verfügung stellten. Warum sie es dennoch tun? „Whistleblower wollen durch die Offenlegung von Geheimnissen Veränderungen erreichen, sie wollen, dass alle darüber schreiben“, sagt Schmitt. Leider seien die Massenmedien da oft wenig hilfreich. Diese freuten sich zwar über eine exklusive Geschichte, publizierten sie dann aber schnipselweise und ließen das brisante Dokument hinterher im Archiv verschwinden, bedauert Schmitt. Dies sei auch mit dem Feldjägerreport aus Kundus passiert.

Wikileaks will es anders machen und versteht sich als eine Art Dienst am Bürger: „Wir versprechen, ohne Kompromisse zu veröffentlichen, was uns zugespielt wird“, erklärt

Schmitt. Alle Dokumente, die Wikileaks zugespielt werden, würden über einen „robusten Prozess“ verifiziert. Wikileaks arbeite dafür mit rund 1000 Experten weltweit zusammen, darunter Kryptographen, Menschenrechtlern, Anwälten. Im Laufe des Prozesses würden die Daten sorgfältig anonymisiert, sodass niemand Rückschlüsse auf den Informanten ziehen könne.

Solch ein robuster Prozess kostet Geld, und die Frage nach dem Finanzierungsmodell von Wikileaks ließ nicht lange auf sich warten. Die ungewöhnliche Antwort: Die ersten drei Jahre habe sich Wikileaks ausschließlich aus den privaten Ersparnissen der Gründer finanziert. Seit einem halben Jahr sei aber ein Spendenaufruf auf der Seite geschaltet, 500.000 Euro seien bislang zusammengekommen. Jetzt denkt man bei Wikileaks über neue Geschäftsmodelle nach, will mit den Massenmedien kooperieren. Vorstellen kann Schmitt sich etwa Wikileak-Buttons auf den Internetseiten von Zeitungen. Die Zeitungen könnten Material exklusiv bekommen, das später bei Wikileaks veröffentlicht würde und sollten dafür zahlen. An spannendem Material mangelt es Wikileaks nicht: Derzeit warten 37.000 NPD-E-mails auf ihre Veröffentlichung.





ROG: Grenzgänge I "Zwischen den Fronten: Pressefreiheit im Nahost-Konflikt"*mit Amira Hass (Ha'aretz). Moderation Astrid Frohloff (ARD)***„Mein Vorteil: Ich bin Jüdin und Journalistin“***von Raphael Rauch****Amira Hass berichtet über den Nahostkonflikt**

Als „Grenzgängerin“ kündigt Astrid Frohloff Amira Hass an. Schnell wird klar, was die Vorstandssprecherin von „Reporter ohne Grenzen“ damit meint. Amira Hass sitzt im israelisch-palästinensischen Konflikt zwischen den Stühlen und bewegt sich zwischen den Fronten der verfeindeten Völker. Amira Hass, eine Frau mit wachen Augen, macht mit ihren Anekdoten einen entspannten Eindruck an diesem Samstagnachmittag. In ihr sieht es anders aus: „Es ist der Zorn, der mich jeden Tag aufs Neue antreibt“, erzählt die Journalistin, die für die israelische Tageszeitung „Ha'aretz“ arbeitet. Zorn, der sich sowohl auf die israelische Seite und ihre „Unterdrückungspolitik“ richtet, wie auf die Palästinenser, die Hamas wählen und ihre Glaubwürdigkeit durch Korruptionsskandale verspielen. Dafür muss sie sich auch von beiden Seiten Vorwürfe gefallen lassen. Manche Israelis sehen in ihr eine Verräterin, die sich gegen den jüdischen Staat stellt. Und viele Palästinenser misstrauen ihr, weil sie Israel ist und auch kritisch über Araber berichtet.

Wie nur wenige ihrer Kollegen in Israel kennt Amira Hass beide Seiten, die israelische und die palästinensische. Sie lebt in Ramallah und berichtet von dort für „Ha'aretz“ in Tel Aviv. „Für mich ist Ramallah ein Fünf-Sterne-Gefängnis“, berichtet sie. Fünf Sterne, denn im Gegensatz zu ihren arabischen Nachbarn kann sie Ramallah jederzeit verlassen. „Mein Vorteil: Ich bin Jüdin und Journalistin.“

Amira Hass legt Wert darauf, dass sie nicht für die Palästinenser schreibe, sondern „gegen die Besatzung“. „Das ist meine Berufung.“ Sie schreibt zum Beispiel über israelische Bürokraten, die mit ihrer Unterschrift über das Schicksal von Familien entscheiden. Eindrucksvoll schildert sie das Schicksal einer Mutter, die verzweifelt darum kämpft, ihren Sohn zu sehen – deren Bitten aber wegen einer fehlenden Unterschrift scheitern.

Die Pressefreiheit in Israel schätzt Amira Hass ambivalent ein. Zwar könne sie schreiben worüber sie wolle, denn „niemand kommt und foltert mich“, allerdings wolle die israelische Gesellschaft manche Themen einfach nicht hören. „Israel profitiert von der Besatzung. Die Medienmenschen profitieren von der Besatzung. Aber die Leser von Ha'aretz kündigen ihr Abonnement, wenn man darüber schreibt.“ Hinzu kämen amerikanische Lobbygruppen, die Druck ausübten.

Als Israelin ist es Amira Hass nicht erlaubt, nach Gaza einzureisen. Dennoch gelingt es ihr immer wieder, in Gaza zu recherchieren. Vor eineinhalb Jahren gelangte sie über Zypern per Boot in den Gaza-Streifen. Zu ihrer Sicherheit, so lautete die offizielle Version, wurde sie rund um die Uhr von Hamas-Vertretern eskortiert. „Ich konnte nicht zu den Flüchtlingslagern und auch nicht mit Fatah-Leuten sprechen“, sagt sie. Hamas sei darauf bedacht, das Image von Freiheitskämpfern zu vermarkten. „Sie möchten keine Berichte über ihre Unterdrückung.“ Und so kam es auch, dass sie nach einem Hamas-kritischen Bericht sofort den Gaza-Streifen verlassen musste – mit der Begründung, ihre Sicherheit könne nicht mehr gewährleistet werden.

Trotz vieler Rückschläge: Die Zuhörer des Gesprächs, das von „Reporter ohne Grenzen“ organisiert wurde, erleben eine eindrucksvolle Power-Frau mit scharfem Verstand, Rückgrat und Selbstbewusstsein. Sie wird zurückfliegen nach Ramallah und mit ihren Artikeln weiter gegen die Besatzung kämpfen. „Wenn ich die Machtverhältnisse schon nicht ändern kann, so kann ich die Machthaber wenigstens nerven“, sagt Amira Hass, deren Prognosen zum Nahostkonflikt düster ausfallen. Wenngleich sie auf eine Lösung im Kampf zwischen Israelis und Palästinensern hofft, glaubt sie nicht an eine Verständigung. „Zumindest werde ich sie nicht mehr erleben.“

Zapp-Erzählcafé | „Geliebtes, dunkles Land“ – Recherchieren in Afghanistan“

mit Susanne Koelbl (Der Spiegel). Moderation: Nicole Boelhoff (NDR)

Lieber ohne Aufpasser

von Veronique Brüggemann*

Susanne Koelbl recherchiert in Afghanistan

Afghanistan war noch nie ein leichtes Pflaster – auch nicht für Journalisten. Das hat sich mit dem Einzug der NATO-Truppen und dem Fall der Taliban nicht geändert. Vierzig Mal war Spiegel-Reporterin Susanne Koelbl seither dort, 2007 veröffentlichte sie ihr Buch „Krieg am Hindukusch“. Sie kennt das Land.

Relativ sicher sei es dort nur kurz gewesen: 2004 bis 2005 habe sie sich mit Kontaktpersonen frei bewegen können. Seither baut sich der Widerstand auf, die Straßen sind unsicher, Reisen nur mit privaten Flugunternehmen in klapprigen Maschinen möglich. „Afghanistan ist ein Land, das für uns fremd ist“, sagt Koelbl. „Die Bewegungsfreiheit ist stark eingeschränkt, und dadurch ist auch authentische Berichterstattung nicht mehr wirklich möglich.“

Koelbl hat allerdings überall Informanten, die ihr berichten: in den Armeen, in der Regierung, in der Bevölkerung, aber auch bei den Taliban. „Man muss verstehen: Letztlich ist es ein Krieg, und es gibt diese Menschen auch. Auch die haben eine Agenda, auch die haben eine Geschichte und auch mit denen rede ich, auch wenn das vielleicht nicht unsere Meinungen sind.“

Sie betont, wie wichtig Informantenschutz gerade dort sei, wo „Verräter“ ihr Leben riskieren. Und die Pressestelle der Taliban sei genauso wenig hilfreich wie die von Procter & Gamble. Besser sei es, beispielsweise direkt mit Milizenführern zu sprechen. Auch die Bundeswehr zeige sich wenig hilfsbereit. „Die Bundeswehr würde am liebsten nur Reporter aus kleinen Orten empfangen, die ihre Soldaten besuchen. Zu Medien wie dem ‚Spiegel‘ hat sie ein kompliziertes Verhältnis.“ „Schade“, findet Koelbl: „Die Soldaten, die rausgehen, sind nicht medienschau. Die wollen auch, dass ihre Geschichte erzählt wird.“ Doch die Bundeswehr habe Angst, es könne dabei gezeigt werden, dass es mittlerweile ein Kampfeinsatz geworden ist. Andere Armeen, etwa die amerikanische, würden die Journalisten einfach bei einer Einheit aussetzen. „Ich würde sehr gerne viel enger und offener mit den deutschen Soldaten reden, ohne diese Aufpasser“, sagt Koelbl. „Die wollen doch auch die Unterstützung aus der Heimat haben. Dass sie nur noch damit beschäftigt sind, sich selbst zu verteidigen, ist zuhause gar nicht angekommen.“

Auch über die eigene Sicherheit spricht die Spiegel-Reporterin: wie sie als Frau auf Schwierigkeiten stößt; dass sie

gelernt hat, sich in Afghanistan traditionell zu kleiden und auch ein Kopftuch zu tragen; wie wichtig ortskundige Begleitung ist; aber auch, dass Telefon und E-Mail keine sicheren Kommunikationskanäle sind. Sechs Monate wurde sie vom Bundesnachrichtendienst überwacht. Eine wichtige Lektion, glaubt sie heute. „Denn da gibt es noch ganz andere, die einen überwachen können.“ Sie erzählt, dass man als Journalist in Afghanistan nie neutral, sondern immer als Teil eines Landes angesehen wird. Es sei ein Glücksfall, dass Deutschland dort ihrer Meinung nach eher positiv wahrgenommen wird. Aber natürlich habe auch sie Angst. „Man muss auf seine Angst hören und schauen, welche Gründe es dafür gibt. Und wenn ich zu viel Angst habe, muss ich es vielleicht einfach lassen.“

Und vielleicht die wichtigste Lektion: „Keine Geschichte ist es wert, dass man gekidnappt wird. Insofern ist Angst auch ein guter Begleiter.“

Nicole Boelhoff moderierte das Gespräch souverän. Und auch das Publikum stellte gezielte Fragen, die Susanne Koelbl allesamt kompetent, sympathisch und ehrlich beantwortete. Im gut gefüllten Konferenzraum war es still, das Publikum aufmerksam. Es fehlte am Ende des einstündigen Gesprächs letztlich nur eines: mehr Zeit.

ROG: Grenzgänge I *“Journalisten und die ‚Twitter-Revolution‘ im Iran“*

mit Neda Soltani. Moderation: Astrid Frohloff

„We are sorry for the inconvenience we might have brought to you“

von Franco Liccione**

Wie die Iranerin Neda Soltani Opfer einer folgenschweren Verwechslung wurde

Der kleine Raum ist überfüllt. Alle Stühle sind längst besetzt, einige Zuschauer nehmen bereits auf dem Boden Platz, andere drängen sich für einen Stehplatz an die Wand. Die Veranstaltung hat noch nicht begonnen, doch die Augen der Anwesenden sind schon auf die Frau gerichtet, wegen der alle hier sind: Neda Soltani. Die Iranerin sitzt etwas verlegen da und scheint die Blicke zu spüren. Und es wird immer voller. Alle paar Sekunden kommt ein weiterer Interessierter herein, der die Geschichte dieser Frau hören will. Die Geschichte über eine verhängnisvolle Verwechslung – und die Geschichte über Journalisten, die Leben zerstören können, wenn sie nicht über die Konsequenzen ihres Handelns nachdenken.

Vor einem Jahr lebte Neda Soltani noch in Teheran. Sie war 31 Jahre alt und arbeitete als Dozentin an der Islamic Azad University, wo sie englische Literatur unterrichtete. Ihre Geschichte beginnt am 20. Juni 2009, acht Tage nach den Präsidentschaftswahlen im Iran: Eine junge Frau wird niedergeschossen, blutüberströmt starrt sie in eine Handykamera. Auf dem Video ist ein Name zu hören: Neda. Der Nachname sei Soltan, heißt es.

Irgendjemand sucht bei Facebook nach dieser jungen Frau. Er landet aber auf der Facebook-Seite von Neda Soltani. Ihr Foto – das einer jungen, hübschen Frau, dezent geschminkt mit Kopftuch – hat leichte Ähnlichkeit mit der erschossenen Studentin Neda. Als vermeintliches Foto der Getöteten geht das Bild der Hochschuldozentin Neda Soltani um die Welt. Es wird gedruckt und gesendet – und die Falsche wird zum Gesicht des Protests.

Sie selbst, so erzählt sie in fließendem Englisch, habe sich gewundert, als am nächsten Tag Hunderte von Menschen aus der ganzen Welt sich auf ihrer Facebook-Seite als Freunde registrieren lassen wollten. Kurze Zeit später habe sie ihr Foto dann selbst im Fernsehen gesehen. Bei „Voice of America“, einem amerikanischen Auslandssender, der im Iran sehr beliebt sei. Sie schrieb an „Voice of America“, dass es sich um einen Irrtum handle. Als Beweis habe sie ein weiteres Bild von sich geschickt. „That was my first mistake“, sagt sie heute. Der Sender verbreitete nun dieses zweite Foto, „very personal“, als neues Bild der verstorbenen Neda.

Dann ging alles Schlag auf Schlag: Zwei Tage habe es gedauert, bis die „National Security“ in der Universität anrief. Weitere zwei Tage später kamen sie zu ihr nach Hause. Man habe ihr ein Geständnis vorgelegt, das sie unterschreiben sollte. Sie habe zugeben sollen, alles wäre nur ein Schwindel gewesen; sie habe alles im Auftrag des Auslands inszeniert, „as a CIA spy.“ Natürlich habe sie nicht unterschrieben. Man habe ihr zwar versprochen, mit dieser einen Unterschrift sei alles gut, doch Neda Soltani hatte Zweifel. Mit einer solchen Lüge wollte sie zudem nicht leben. Zwei Wochen, nachdem ihr Foto in den Medien aufgetaucht war, verließ sie den Iran. Plötzlich war sie auf der Flucht – dabei bezeichnet sie sich selbst als relativ unpolitisch. Sie habe auch nicht mitdemonstriert, sie habe arbeiten müssen.

Mehrmals habe sie versucht, das Missverständnis aufzuklären, doch einige Medien antworteten ihr nur mit automatischen Antwortmails, andere gar nicht. Einzig Wikipedia habe sich bisher bei ihr entschuldigt. Der „Guardian“ habe ihr einmal geschrieben: „We are sorry for the inconvenience we might have brought to you.“ Eine Antwort wie ein Schlag ins Gesicht: „Don’t they know the difference between inconvenience and a total destruction?“, fragt Soltani. Und auch mit deutschen Medien habe sie schlechte Erfahrung machen müssen: Im Mai 2010 brachte das SZ-Magazin eine große Geschichte über sie. Als sie danach darum gebeten habe, nun nicht mehr ihr Foto zu verwenden, habe man ihr gesagt, mit dem Erscheinen dieser Geschichte habe man sich doch das Recht verdient, weiter über das Foto zu verfügen – „that was their argumentation“. Neda Soltani musste daraufhin rechtlich gegen die Süddeutsche Zeitung vorgehen.

Nun sitzt Neda Soltani wieder vor Journalisten, denen sie nach eigenen Worten nur noch schwer vertrauen kann. Neda Soltani appelliert an die Anwesenden: „Überprüfen Sie, welche Informationen Sie verbreiten; denken Sie über die Konsequenzen Ihres Handelns nach.“ Sie kritisiert das Wettrennen der Journalisten um exklusive Informationen oder Bilder, da die Sorgfalt dabei leicht auf der Strecke bleibe. „Like a kid that gets overexcited over a new toy“ – so lautet ihr Vergleich für das Verhalten, mit dem man ihr alles genommen habe, was ihr jemals wichtig gewesen sei.

Am Ende würdigen alle Anwesenden den Auftritt von Neda Soltani mit langem und kräftigem Applaus. Beim Verlassen des Raumes ist es verdächtig still, die Gäste sind ergriffen von dieser Frau und ihrer Geschichte. Für viele dürfte diese Veranstaltung eines der großen Highlights der Konferenz gewesen sein.

ROG: Grenzgänge / “Nach dem Erdbeben: Berichterstattung in und aus Haiti”

mit Hans-Ulrich Dillmann. Moderation: Dr. Michael Rediske

Ein halbes Jahr nach dem Beben

von Evgenij Haperskij*

Berichterstattung in und aus Haiti

Vor einem halben Jahr zerstörte ein starkes Erdbeben Haitis Hauptstadt Port-au-Prince, geschätzte 300.000 Menschen starben. Heute ist das Medienevent von damals nur noch eine weitere Landmarke der Katastrophenberichterstattung.

Was er gesehen hat, muss schrecklich gewesen sein. Noch heute könne man überall in Haiti menschliche Knochen und Schädel finden, erzählt Hans-Ulrich Dillmann. Er spielt an seiner Uhr, seine Hände zittern, als er über seine Erlebnisse in Haiti spricht. Damals, direkt nach dem Erdbeben, ist Dillmann, der eigentlich in der benachbarten Dominikanischen Republik wohnt und als freier Journalist über die Karibik berichtet, nach Haiti gefahren. Was er vorfand, war Chaos: Leichen, zusammengestürzte Häuser, Menschen in Panik. Es war sehr schwierig, an brauchbare Informationen zu kommen. Dillmanns Informanten nicht zu erreichen, das Handynetze zusammengebrochen, die Kollegen oft genauso ratlos, dazu der ständige Druck aus den Redaktionen, Informationen zu bekommen und Geschichten zu liefern. „Ich habe pro Nacht drei Stunden geschlafen, viel Zeit, darüber, was ich sehe, nachzudenken, blieb nicht. Ich habe nur versucht, zu funktionieren“, erzählt Dillmann. Seine Schilderungen geben einen Einblick in die Welt eines Katastrophenreporters, der von seinem Umfeld überwältigt wird, ja nur überwältigt werden kann angesichts des ungeheuren Leides.

Nach seiner Berichterstattung über Haiti war Dillmann Gast in vielen Talkshows, hat Konferenzen besucht und über seine Erfahrungen als Reporter in der Erdbebenhölle berichtet. „Therapie“ nennt er das, „ich habe versucht, mir den Horror von der Seele zu sprechen und zu schreiben“. Deswegen ist das, was Dillmann erzählt, nicht mehr neu. Viele Reporter haben über ihre Arbeit in Haiti berichtet. Seine Erzählungen gewinnen aber an Kraft, weil man dem Menschen direkt gegenübersitzt und zuhört.

Neu für mich sind Dillmanns Schilderungen des Mediensystems in Haiti. 80 Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten. Zeitungen spielen dort deswegen praktisch keine Rolle. Umso wichtiger sind Radiosender, von denen es im Land mehr als 150 gab, vor dem Erdbeben, das alles verändert hat – auch die Medien. Fast alle Radiosender mussten schließen, weil es keine Produktionsmittel mehr gibt. Viele Journalisten sind gestorben, andere können nicht mehr bezahlt werden. Besonders fehlt es an gut ausgebildeten

Journalisten, denn gerade unter ihnen sind viele gestorben, weil sie sich Wohnungen in Steinhäusern leisten konnten und besonders viele solche Häuser sind eingestürzt und haben die Menschen unter sich begraben. Nur nach und nach werden neue Journalisten eingestellt und Radiosender nehmen wieder ihre Arbeit auf. Laut Dillmann gibt es heute 80 Prozent weniger Medien und Menschen, die für sie arbeiten, als vor dem Beben.

Von den deutschen Medien bleiben diese Entwicklungen kaum berücksichtigt, so Dillmann. Zwar hätten alle Medien die Ausmaße der Katastrophe schnell begriffen und Korrespondenten nach Haiti geschickt. Nach Wochen intensiver Berichterstattung sei das Interesse jedoch verflacht. „Jetzt ist die Katastrophe genau ein halbes Jahr her, aber bei mir hat sich keine Zeitung gemeldet und mich gebeten, ich solle des Bebens in einem Artikel gedenken.“

Dillmann kritisiert die Berichterstattung über Lateinamerika. Es gebe zu wenige Korrespondenten für diesen Kontinent. Mehr Journalisten vor Ort seien für eine nachhaltigere Berichterstattung notwendig.

Dokumentationen



Die Dokumentationen

**nr-Werkstatt:
Die Einsteiger**

und

**nr-Werkstatt:
Werte und Orientierungen
für Journalistinnen und Journalisten**

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C5, 1.50 Euro) beim netzwerk recherche bezogen werden.

Bezugsadresse:
netzwerk recherche e.V.
Geschäftsstelle
Stubbenhuk 10, 5. OG
20459 Hamburg

www.netzwerkrecherche.de
info@netzwerkrecherche.de



Podiumsdiskussion I "Gebührengelder nur noch für Trallala?"

mit Volker Herres (ARD), Dr. Thomas Bellut (ZDF), Friedrich Küppersbusch (probono), Prof. Dr. Max Otte (IFVE) und Gert Monheim (netzwerk recherche e.V.). Moderation: Markus Brauck (Der Spiegel)

Die Quote – eine verbotene Liebe?

von Jenny Kallenbrunnen*

Rundfunk- ist keine Informationsgebühr

Vielleicht schon ein Zeichen dafür, dass sie an diesem Tag zusammenhalten würden, war es, dass Volker Herres und Thomas Bellut gemeinsam in einem Taxi zur Netzwerk Recherche-Tagung anreisten. Die Programmdirektoren von ARD und ZDF kamen zur Podiumsdiskussion, um ihre Sendungen und Konzepte zu rechtfertigen. Ihr „Infotainment“ steht in der Kritik. Politische Bildung falle unter den Tisch, Gebührengelder würden nur noch in „Trallala“ investiert. Wehren müssen sich Herres und Bellut gemeinsam als Vertreter des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gegen den TV-Produzenten Friedrich Küppersbusch, gegen Gert Monheim von Netzwerk Recherche, einst beim WDR tätig, und Wirtschaftsprofessor Max Otte, der als Anwalt des Publikums auf dem Podium sitzt.

In seinem Niedersachsenurteil hat das Bundesverfassungsgericht 1986 die Aufgabe des öffentlich-rechtlichen Rundfunks als die mediale Grundversorgung des Publikums mit kulturellem, politischem und die demokratische Ordnung festigendem Programm festgelegt. Ist es so, dass ARD und ZDF ihren öffentlich-rechtlichen Auftrag immer mehr verspielen? Zumindest erntet Monheim mit dieser Äußerung den ersten Applaus der Runde. „Im Vordergrund steht inzwischen doch die Quote und nicht die Qualität“, so der frühe Vorwurf, das Ringglöckchen Gert Monheims. Herres nippt gelassen an seinem Kaffee, lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. „Die Quote – das sind Menschen, die wir gewinnen wollen fürs Fernsehen“, sagt der ARD-Programmdirektor, „natürlich wollen wir möglichst viele Menschen erreichen!“

Gebührengelder für ein Programm, das dem der privaten Sender gleichkommt, dürfen nach Monheim nicht sein. „Wir haben den Anteil an unterhaltenden Sendungen in den vergangenen Jahren nicht gesteigert“, Bellut reagiert beinahe gereizt. Gerade mal 3,7 Prozent des Programms im ZDF seien Unterhaltungssendungen. Die ARD unterhält nach eigenen Angaben zu sechs Prozent. Woher es rührt, dass die Programmdirektoren sich empören, wenn man ihnen ein breites Angebot an Unterhaltung unterstellt, bleibt Küppersbusch unklar. Der Produzent sowohl für private als auch für die öffentlich-rechtlichen Sender erinnert daran: „Es heißt ‚Rundfunkgebühr‘, nicht ‚Informationsgebühr‘.“ „Würde ich so auf die Quoten achten, wäre ich ein miserabler Programmdirektor, denn dann müsste ich bessere

haben“, hakt Bellut abermals ein. Weshalb er sich so vehement wehrt, abstreitet, dass es ihm um die Quote geht, ist unverständlich. Bedeuten hohe Quoten doch volle Klassen für die politisch Bildenden. Doch Herres und Bellut sind sich einig: Die Menschen interessieren sich immer weniger für Politik und Wirtschaft, und diese Bereiche seien inzwischen zu komplex, um sie im Fernsehen darzulegen, heißt es, beinahe resigniert. „Wie wollen Sie mal eben die Eurokrise erklären?“ Für Otte selbstverständlich: Dann müssen da eben alle Ressourcen hin. Schade, findet Monheim, der selbst beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk zuhause war, die ARD habe ihre Wirtschaftskompetenz über Jahre hinweg abgebaut.

Die Wahl des Bundespräsidenten war für die ARD ein Quotenknüller. Über neun Stunden lang hatte das Erste die zähe Wahl am 30. Juni übertragen. Ob es denn in Zukunft also öfter neunstündige Politik-Abende geben werde, fragt Moderator Markus Brauck mit spitzer Zunge. Solange Politiker als Unterhaltungstars erhalten, müssten Journalisten „ja nur die Kamera drauf halten“, um gleichzeitig politisch zu bilden und zu unterhalten. Die Lösung für die ARD heißt ab Herbst 2011 wohl Günther Jauch – bei den Öffentlich-Rechtlichen groß, im Privatfernsehen beliebt geworden. Was Herres sich vom neu verpflichteten Jauch verspricht? „Günther Jauch ist wahrscheinlich das beliebteste Fernsehgesicht, da bin ich sehr optimistisch.“ Während Herres noch nachdenklich nickt, schüttelt Monheim bereits den Kopf. „Das ist doch eine rein quotenorientierte Debatte!“ Jauch, das beliebteste Fernsehgesicht? Für Sender mit öffentlich-rechtlichem Auftrag wäre wohl eher Jauch, der kompetenteste Polit-Talker, interessant. Erst ein junger Mann aus dem Publikum kommt auf die fruchtbare Zusammenarbeit der ARD mit Stefan Raab und Pro 7 zu sprechen. Von „Glück“ ist die Rede, seine Frage lässt den Programmdirektor lächeln. „Ja, das war ein geplantes Glück“, sagt Herres. Und auch wenn Monheim an dieser Stelle schweigt, so steht es doch in Herres' Mundwinkeln geschrieben: Auch die Öffentlich-Rechtlichen lieben ihre Quote.

Dokumentationen



Die Dokumentationen

**nr-Werkstatt:
Getrennte Welten**

und

**nr-Werkstatt:
In der Lobby brennt noch Licht**

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C5, 1.50 Euro) beim netzwerk recherche bezogen werden.

Bezugsadresse:
netzwerk recherche e.V.
Geschäftsstelle
Stubbenhuk 10, 5. OG
20459 Hamburg

www.netzwerkrecherche.de
info@netzwerkrecherche.de



<http://www.tagesspiegel.de/medien/gute-zeiten-schlechte-seiten/1880172.html>

DER TAGESSPIEGEL

10.07.2010 16:26 Uhr | Von Simone Schellhammer, Joachim Huber

BRANCHENTALK

Gute Zeiten, schlechte Seiten?

Jahrestagung von „netzwerk recherche“: Aust, Appelle und die „Verschlossene Auster“ für die katholische Kirche



Verschworene Gemeinschaft. Die deutschen Bischöfe, hier beim Gottesdienst während ihrer jährlichen Hauptversammlung in Fulda, glänzen bei Aufklärung und Aufarbeitung der... - FOTO: PICTURE-ALLIANCE/ DPA

„So schlecht sind die Zeiten gar nicht“, findet Stefan Aust. Aust ist ehemaliger „Spiegel“-Chefredakteur, Wochenmagazinentwickler, Moderator, Buch- und Filmautor, Geschäftsführer einer Produktionsgesellschaft und seit neuestem Miteigentümer des Nachrichtensenders N 24. Auf der Jahreskonferenz der Journalistenorganisation „netzwerk recherche“ (NR) in Hamburg sprach der 64-Jährige am Freitag über seine neuen Projekte. Dazu hatte er sogar die Betriebsversammlung von N 24 in Berlin geschwänzt. Dort sollen ein Drittel der Arbeitsplätze abgebaut werden. Beim

Gründen, Retten und Restrukturieren von Sendern hat Aust Erfahrung. Einst übernahm er mit „Spiegel TV“ die Nachrichtenproduktion bei Vox, als der Privatsender kurz vor dem Aus stand. Außerdem gründete er 2001 zusammen mit der Produktionsfirma dctp den mittlerweile durch DMAX abgelösten „Spiegel TV“-Ableger XXP.

„N 24 ist derzeit der einzige inhabergeführte Sender in Deutschland“, sagte Aust, „und wohl der größte Non-Fiction-Produzent. So einen Sender habe ich mir immer gewünscht.“ Er will daraus eine Erfolgsgeschichte machen und ihn, so verspricht er, auch nach Ende des Sieben-Jahres-Vertrages nicht verkaufen. Für sein viel beachtetes Magazinprojekt „Woche“, das nun nicht nur aus einem Heft und einem Webauftritt bestehen, sondern auch Bewegtbilder integrieren könnte, sucht er weiter nach Investoren. „Der Markt für Wochenmagazine ist noch relativ groß“, findet er und sagte in Richtung der Konkurrenz: „Die sollen sich mal nicht ins Hemd machen.“

Auch sonst waren auf der Jahrestagung mit mehr als 800 Teilnehmern wieder Prominente der Branche zu besichtigen: So stritten unter anderem Cordt Schnibben („Der Spiegel“), Claudius Seidl („FAS“) und Stephan Lebert („Die Zeit“) über die Frage „Biegen sich Starreporter die Wirklichkeit zurecht?“. Das Motto der Veranstaltung, die der nr-Vorsitzende Thomas Leif als Mischung zwischen „Handwerksmesse und Sommercamp mit angeschlossenem Autogrammraum“

bezeichnete, war denn auch „Fakten für Fiktionen – Wenn Experten die Wirklichkeit dran glauben lassen“. Dabei ging es unter anderem um Wirtschaftsexperten. Die haben bei der Finanzkrise offenbar gründlich versagt. Dies weist zumindest eine aktuelle Studie der Otto-Brenner-Stiftung nach. Einer ihrer Autoren, der ehemalige Chefredakteur der „Frankfurter Rundschau“ Wolfgang Storz, stellte zum Thema „Ungelöste Finanzkrise – Überforderte Journalisten“ fest: „Gerade ARD und dpa waren mit ihren Informationsfitzelchen sensationell schlecht.“ Wirtschaftsjournalisten seien „fleißige Diener des Mainstream statt eine Brandmauer der Aufklärung“.

Der Finanzwissenschaftler Max Otte, der 2006 das Buch „Der Crash kommt“ veröffentlichte, diagnostizierte eine „völlige Abhängigkeit der Wirtschaftsjournalisten von der Bankenoligarchie“ und riet: „Ignorieren Sie die Ratingagenturen!“ Da auch diese zum Großteil zu den Banken gehörten. Auch Wirtschaftswissenschaftler seien oft wenig hilfreich. Sie könnten oft nur „prognostizieren, was gerade passiert ist“.

Wie schwierig es ist, manche Wirtschaftsthemen dem Leser deutlich zu machen, beschrieb Hermann-Josef Tenhagen, Chefredakteur bei „Finanztest“. Man habe oft über Zertifikate geschrieben, aber erst seitdem man sie als Wetten bezeichne, hätten die Leute begriffen, worum es geht. Auf die Frage, wer im Vorfeld der Krise versagt hätte, die Journalisten oder die Experten, meinte Volker Wolff von der Uni Mainz und ehemaliger Herausgeber der Zeitschrift „Wirtschaftsjournalist“: „Wenn die versammelten Aufsichtsbehörden der Welt nicht mitbekommen, was sich als Krise zusammenbraut, wie sollen das dann Journalisten bemerken?“ Guter Journalismus hätte allerdings viel stärker die Risiken gewisser Anlageprodukte herausarbeiten müssen. „Das gilt heute übrigens schon wieder.“

„Die Unkenntnis der Politik“ beklagte auch der renommierte Dokumentarfilmer Hubert Seipel, der mit seinem ARD-Film „Gier und Größenwahn - Wie die Politik bei der Bankenrettung über den Tisch gezogen wurde“ im Mai dieses Jahres die Geschichte der Hypo Real Estate nachzeichnete. Immerhin seien seit der Wirtschaftskrise nicht mehr nur Service-Stücke, sondern auch Hintergrundberichte im Fernsehen gefragt. „Ich glaube allerdings nicht, dass das ein sehr nachhaltiges Interesse ist“, sagte Seipel.

Traditioneller Höhepunkt des zweiten Konferenztages war die Verleihung der „Verschlossenen Auster“, des Kritikpreises von „netzwerk recherche“. Als „Informationsblockierer des Jahres“ wurde die katholische Kirche ausgemacht, namentlich für ihren Umgang mit dem Missbrauchsskandal. „Die deutschen Bischöfe geben bei der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle nur die Tatsachen zu, die sich nicht mehr leugnen lassen“, sagte der nr-Vorsitzende Thomas Leif zur Jurybegründung. Die katholische Kirche respektiere den Anspruch der Öffentlichkeit auf frühzeitige und vollständige Information nicht und widerspreche damit ihren eigenen Werte-Postulaten nach Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Nur mit unverzüglichen und umfassenden Informationen „kann sie dem entstandenen Glaubwürdigkeits-Vakuum begegnen“, sagte Leif.

Frankfurter Rundschau – Katholische Kirche erhält Kritikpreis

27.07.10 15:05

Frankfurter Rundschau

"VERSCHLOSSENE AUSTER"

Medien - 11 | 7 | 2010

Katholische Kirche erhält Kritikpreis



Laudator Heribert Prantl und Matthias Kopp,
Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz.
Foto: Netzwerk Recherche

Hamburg. Die katholische Kirche erhält wegen mangelnder Offenheit gegenüber der Presse in der Missbrauchsaffäre den Kritikpreis "Verschlossene Auster".

Die unabhängige Journalistenvereinigung "Netzwerk Recherche" verlieh die Skulptur am Sonnabend bei ihrer Jahrestagung in Hamburg stellvertretend an die Deutsche Bischofskonferenz. Die Kirche respektiere den Anspruch der Öffentlichkeit auf frühzeitige und vollständige Informationen nicht und widerspreche damit eigenen Wertevorgaben nach Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, erklärte die Jury.

Für die Bischofskonferenz nahm deren Sprecher Matthias Kopp die "Auszeichnung" entgegen, die zum neunten Mal verliehen wurde. Nur die wenigsten "Ausgezeichneten" holen die Skulptur persönlich bei der

Veranstaltung ab.

Die Journalisten bemängelten die Bereitschaft der Kirche an der Aufklärung der Missbrauchsfälle: "Es wurde vertuscht, verleugnet und verheimlicht." Die Vereinigung vergibt ihren Preis an Menschen oder Organisationen, die sich weigern, Journalisten Auskünfte zu erteilen. In früheren Jahren waren der Lebensmittelkonzern Aldi und in der Finanzkrise 2009 der Bundesverband Deutscher Banken Preisträger.

Der Sprecher der Bischofskonferenz räumte ein, dass es in der kirchlichen Kommunikationsarbeit Verbesserungsbedarf gebe. "Ja, wir haben als katholische Kirche die größte Krise seit 1945. Ja, wir haben uns zu lange vor die Täter gestellt und nicht auf die Opfer geschaut. Ja, wir haben Kommunikationsfehler gemacht", resümierte Kopp. Den Bischöfen sei aber klar geworden, dass sie sich drängenden Fragen stellen müssten. Eine Kirche, die den Menschen nahe sein wolle, könne sich nicht verschließen, sagte Kopp. Im Umgang miteinander, erwarte die Kirche von den Medien aber auch "Fairness".

Der katholischen Kirche las Laudator Heribert Prantl, Leiter der Innenpolitik der "Süddeutschen Zeitung", die Leviten. "Eine Gemeinschaft, die vom Wort lebt wie keine andere, hat die Sprache verloren. Sie ist sprach- und sprechunfähig geworden, nicht nur, aber vor allem, wenn es um ihr Verhältnis zur Sexualität geht", sagte Prantl. Wenn es so viele Tabus wie Zölibat, Verhütung und katholische Sexuallehre gebe, "gibt es keine Wahrhaftigkeit mehr", meinte der Journalist. Die Kirche schade sich am meisten selbst, wenn sie sich der Diskussion verschließe und versperre. (dpa)

Artikel URL: <http://www.fr-online.de/kultur/medien/katholische-kirche-erhaelt-kritikpreis/-/1473342/4452074/-/index.html>

Copyright © 2010 Frankfurter Rundschau

Das Trainingsbuch zur professionellen Informationsbeschaffung

> Erfolgreich recherchieren mit der richtigen Technik!



Thomas Leif (Hrsg.)

Trainingshandbuch Recherche

Informationsbeschaffung professionell

2., erw. Aufl. 2010. 232 S. Mit 23 Abb. u. 2 Tab. Br.

ca. EUR 29,95

ISBN 978-3-531-17427-3

Erfahrene Recherche-Trainer haben ein Team gebildet und zahlreiche Modellkurse, Fallbeispiele, Übungen, Tipps und Tricks zur Optimierung der Recherche-Techniken zusammengestellt. Eine Fundgrube für alle, die Recherche besser vermitteln wollen und all diejenigen, die sich beruflich der Informationsbeschaffung widmen.

Das Trainingsbuch wird von der Journalistenvereinigung Netzwerk Recherche herausgegeben.

Stimmen zur 1. Auflage

„Das Trainingsbuch ist mit seinen Lehrbeispielen und Übungen insbesondere für Ausbilder und Seminarleiter attraktiv.“

journalist

„ (...) ein nützliches Kompendium, das Journalisten ebenso hilft wie denjenigen, die Journalisten ausbilden.“

WDR

Erhältlich im Buchhandel oder beim Verlag.
Änderungen vorbehalten. Stand: 3/2010.

VS Verlag für Sozialwissenschaften
Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH
Abraham-Lincoln-Straße 46
65189 Wiesbaden
tel +49 (0)611 / 78 78 - 285
fax +49 (0)611 / 78 78 - 420

www.vs-verlag.de

SONNTAGS-ECHO – SAMSTAG, 17. JULI 2010

MEDIEN ■ PUBLIZISTIK

15

Austern und Expertenwissen

Jahrestagung – „Netzwerk Recherche“ bespricht in Hamburg Wege aus der Gratiskultur und warnt vor falschen Fachleuten – Katholische Kirche als „Informationsblockierer 2010“

VON JOHANNES BÜCHL

Reisen mehrere hundert deutsche Journalistinnen und Journalisten an einen Ort, geht es um Ereignisse in der Größenordnung einer Bundespräsidentenwahl. Oder man trifft sich bei der Jahreskonferenz der Journalistenvereinigung „Netzwerk Recherche e. V.“: 850 Teilnehmer folgten der Einladung ins NDR-Konferenzzentrum Hamburg.

Ihnen versprach der Vereinsvorsitzende Thomas Leif „eine Mischung aus Wandertüte und Handwerksmesse“ und fasste damit die Vielfalt der Vorträge in ein treffendes Bild: Podiumsdiskussionen zur Aufarbeitung von Vergangenem und Meinungsaustausch für die Zukunft des Journalismus, Erzählrunden über Reportereinsätze in abgelegenen Gebieten und Milieus sowie Workshops zum zentralen Anliegen: fehlerfreie Recherche. Außerdem das Oberthema mit einer Reihe passender Panels, Titel diesmal: „Fakten für Fiktionen – wenn Experten die Wirklichkeit dran glauben lassen“.

Experten als Einfallstor für die PR

„Das diesjährige Motto liegt mir schon lange auf der Seele“, begründet Leif den Konferenztitel, „das Expertenversagen in der Wirtschaftskrise hat es nur nochmals katalysiert.“ Zudem habe die PR über die Experten das größte Einfallstor, konstatiert Leif. Als Effekt der Veranstaltung erhofft er sich, „dass die Themen weitergereicht und diskutiert werden“. Schließlich seien führende Köpfe der Medienbranche sowohl Tagungsteilnehmer als auch Vereinsmitglieder.

Aufmerksamkeit garantiert alljährlich die Verleihung der „Verschlossenen Auster“, dem Negativpreis der Netzwerke für schlechte Informationspolitik. Am Pranger steht dieses Jahr die Katholische Kirche und ihr Umgang mit dem Sexualmissbrauch. „Die Kirche respektiert den Anspruch der Öffentlichkeit auf frühzeitige und vollständige Information nicht und widerspricht damit ihren eigenen Werte-Postulaten nach Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit“, heißt es in der Jury-Begründung.

Heribert Prantl, Leiter des Ressorts Innenpolitik bei der Süddeutschen Zeitung, sprach in seiner Rede von einer Krähenmoral in der Kirche, die widerlich sei. Ausgerechnet die Fachinstitution für Buße, Reue und Vergebung müsse von Medien und Opfern gezwungen werden, Stellung zu beziehen. Stellvertretend für die Katholische



Kein Objekt der Begierde: Die Negativauszeichnung „Verschlossene Auster“, FOTO: JOHANNES BÜCHL

Kirche nahm Matthias Kopp, Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz, den Preis entgegen. „Wir haben uns zulange schützend vor die Täter gestellt“, gab er zu.

Hochkarätig besetzt sind zwei Podiumsdiskussion im größten Vortragssaal. „Das Elend des Lokaljournalismus“ beleuchtet der eine, „Heilsbringer: Paid Content – Rettung für den Online-Journalismus?“ fragt der andere.

Medienforscher Michael Haller gibt den Impuls für die Lokalrunde. Fatal sei das Imageproblem in der eigenen Zunft über die Berichterstattung vor der Haustür. „Die Geringschätzung sägt an dem Ast, auf dem die Zeitungen sitzen“, konstatiert Haller. Dass jede Leserbefragung den Lokalteil zu einem der wichtigsten kurt, ist seit Jahren bekannt. Wer angesichts dessen weiter verstanterzentriert berichtet und sich nicht um neue Erzählformen bemüht, verliere „die Hoheit an die Schnellboote der Blogger“.

Niemals Sparen im Lokalen lautet die Devise

Ulrich Reitz, Chefredakteur der WAZ, berichtet dann von den Maßnahmen seines Hauses, um diese Entwicklung zu verhindern. „Es gibt jetzt feste Vorgaben für Lokalredaktionen, etwa die Einrichtung von Leserparlamenten oder zu strittigen Themen einen Pro- und einen Kontra-Kommentar zu bringen.“ Und gebloggt wird selber.

Lutz Schumacher, Geschäftsführer

des Nordkurier, verkündet die Devise: „Wenn Sparen, dann nicht im Lokalen.“ Also gab er den eigenen Mantelteil auf, dafür wurden 14 neue Stellen im Lokalen geschaffen. Diesem Denken stimmt Reitz zu: „Der Regionalteil ist individuell und unverwechselbar, Overall-Journalismus dagegen nicht mehr finanzierbar.“ Dass Lokalblogging populär, aber kein Ertragsmodell ist, berichtet Marcus Stöb. Dessen Blog im Gebiet des Trierischen Volksfreund generiert aktuell keinen Gewinn.

Die Finanzierungsfrage leitet über zur Debatte um Paid Content, auch wenn, moderiert von Maybrit Illner, die überregionalen Portale von Spiegel und Süddeutscher Zeitung verhandelt werden.

Hier verkündet Hans-Jürgen Jakobs, Chefredakteur von sueddeutsche.de: „Mit Nachrichten lässt sich kein Geld verdienen. Das Publikum erwartet eine Einordnung.“ Erstes Credo daher: Die Seite nicht mit einem Wust an Agenturmeldungen vollstellen. Genau das ersehnt Stefan Niggemeier, Betreiber des bekannten Bild-Blogs, wenn er auf Medienportale hofft, die sich „ihre eigene Leserschaft mit einem individuellen Konzept erarbeiten.“

Selbst wenn alle Makel beseitigt wären, ist die Akzeptanz von Bezahltschranken höchst unsicher. Spiegel-Chefredakteur Georg Mascolo erteilt daher Micro-Payments

auf Spiegel Online eine Absage. Markus Beckedahl, Gründer von netzpolitik.org, kann sich allenfalls vorstellen, für eine persönliche Auswahl aus verschiedenen Marken zu bezahlen.

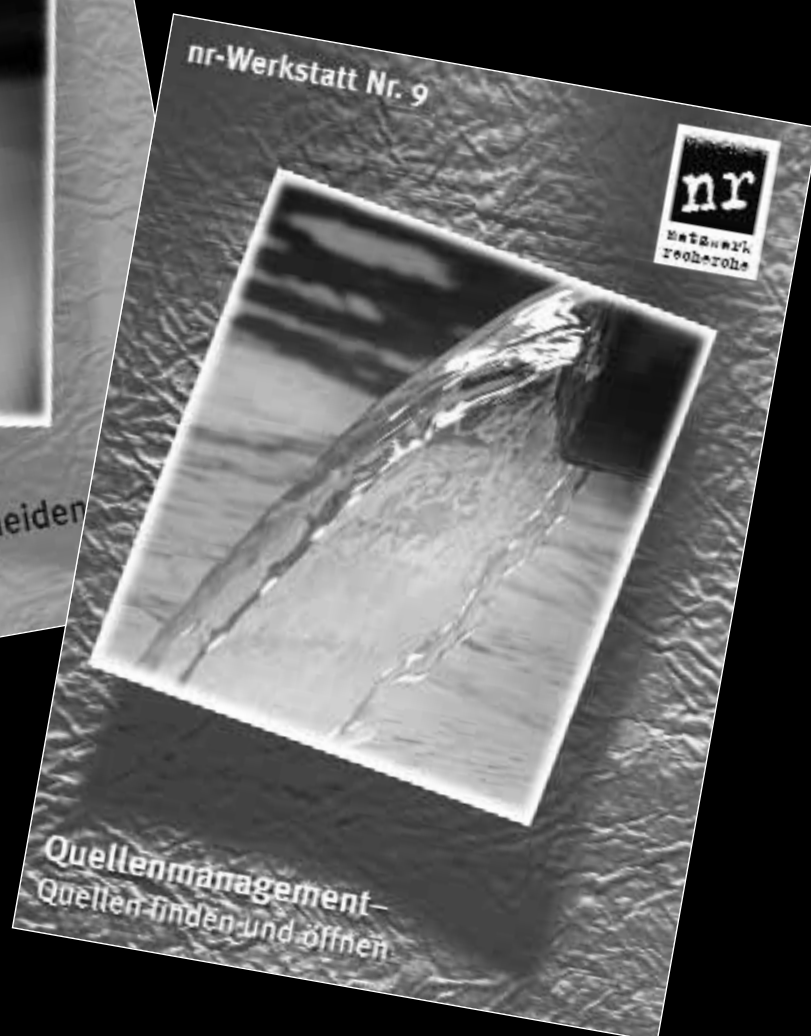
Einzeltexte zu verkaufen ist wiederum nicht die Intention von Jakobs („bringt Klecker-Beiträge“) und Mascolo, der darauf hinweist, dass im Gesamttitel Nischen- durch populäre Ressorts finanziert werden. Als iPad-App gibt es daher nur den ganzen Spiegel. Stefan Niggemeier fragt dazu: „Wenn es heißt ‚Alles oder nichts‘ – wieviele entscheiden sich dann für das Nichts?“

Wohlthuend frei von Krisenstimmung ist dagegen Matthias Eberls Vortrag über die Webreportage, eine Slideshow mit Audiospur. Dort entfällt der Bildzwang des Videos, wo ein Bericht über den Geheimausschuss Beispielbilder als Füllmasse benötigt. Das kann die Webreportage besser. „Das Foto als Bühne weckt die Vorstellungskraft“, sagt Eberl. Erzählt der Reporter etwa von einem rosa Auto mit gelben Punkten, erscheint es zwangsläufig vor dem inneren Auge. Das Publikum erlebt mit – ein entscheidendes Kriterium für Reportagen. Kein Wunder also, dass Eberls Reportage „Außen Puff, innen die Hölle“ den deutschen Reporterpreis 2009 gewann.

GEWINNER-REPORTAGE

Die mit dem Reporterpreis prämierte Webreportage „Außen Puff, innen die Hölle“ von Matthias Eberl steht im Netz unter <http://rufposten.de/daten/xcess/>.

Dokumentationen



Die Dokumentationen

**nr-Werkstatt:
Fact-Checking**

und

**nr-Werkstatt:
Quellenmanagement**

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C5, 1,50 Euro) beim netzwerk recherche bezogen werden.

Bezugsadresse:
netzwerk recherche e.V.
Geschäftsstelle
Stubbenhuk 10, 5. OG
20459 Hamburg

www.netzwerkrecherche.de
info@netzwerkrecherche.de



MEEDIA TOPSTORY

NETZWERK RECHERCHE-CHEF THOMAS LEIF IM MEEDIA-INTERVIEW

"Die Zahl der seelenlosen Verleger wächst"

Am Wochenende trifft sich die Journalisten-Elite in Hamburg: Auf dem NDR-Gelände veranstaltet der Verein Netzwerk Recherche sein Jahrestreffen unter dem Motto "Fakten für Fiktionen. Wenn Experten die Wirklichkeit dran glauben lassen". Im MEEDIA-Interview spricht Vorstandsvorsitzender Thomas Leif über den "heiklen Einsatz" von Experten, die Auswirkungen von Twitter und Co. auf die Recherchequalität und den Hauptstadtjournalismus. Den deutschen Verlegern stellt er zudem ein schlechtes Zeugnis aus.

Die Netzwerk Recherche-Konferenz steht in diesem Jahr unter dem Motto "Fakten für Fiktionen. Wenn Experten die Wirklichkeit dran glauben lassen". Warum haben Sie das Schwerpunktthema gewählt?

Der Einsatz von Experten in den Medien ist heikel, die kritische Reflexion über die Auswahl wird in den Redaktionen meist tabuisiert. Denken Sie nur an die oft interessengeleiteten "Experten" rund um die Schweinegrippe oder die Finanzmarktkrise. Selbst in seriösen Nachrichtensendungen wie am Dienstag in der "heute"-Ausgabe kommt es zu Fehlgriffen: Den von EU-Parlamentariern mehrerer Fraktionen kritisierte übermächtige Lobbyismus in Brüssel bewertete ausgerechnet ein inflationär eingesetzter Makler an der Frankfurter Börse. Das Muster wiederholt sich: Eloquenz und mediengerechte Kürze gehen zu oft vor Kompetenz und Sachkenntnis. In Brüssel gibt es genügend echte Experten, die etwas von der Sache verstehen.

Können Experten in manchen Situationen denn erlässlich sein?

Nein. Die Nutzung von erfahrungsgesättigten Sachverstand bringt meist Substanz. Nur die richtigen Experten sollten sorgfältig zum richtigen Thema ausgesucht und redaktionell auf ihr Fachwissen und ihre Reputation abgeklippt werden. Die Nachrichtenagentur AP hat dazu die richtigen Suchpfade und Auswahlkriterien in einem internen Papier zusammengefasst. Problematische "Mietmäuler" sind hier dokumentiert und werden von der Berichterstattung ausgeschlossen. Das ist leider noch die Ausnahme. Wer einmal in der Expertenkartei steht und "funktioniert" und dazu noch "gesichtsbekannt" ist, wird immer wieder angerufen.

Wie nehmen Sie den Journalismus derzeit angesichts der Sparpläne von Verlagen wahr? Gibt es einen Qualitätsverlust?

Es gibt zwei Tendenzen: einerseits rangiert Deutschland mit seinen Spitzentiteln in der europäischen Spitzenklasse. Andererseits wächst die Zahl der seelenlosen Verleger, die weiter rigide auf Kosten der Qualität sparen, obwohl sie respektable Renditen ausweisen.

Welche Auswirkungen haben Twitter, Facebook und Co. auf die Recherchequalität?

Nach meiner Beobachtung kann die Recherche in sozialen Medien bei bestimmten Themen hilfreich sein; wichtige Rechercheergebnisse stützen sich aber meistens auf Top-Informanten, gründlicher Quellenarbeit und sorgfältiger Auswertung von Dokumenten.

Wie nutzen Sie selber das Web2.0?

Ich nutze alle Möglichkeiten, die das Web2.0 bietet. Besonders ergiebig sind in der Alltagsarbeit Spezialsuchmaschinen, die wertvolles Material zu Tage fördern.

Wie ist es derzeit um den Hauptstadtjournalismus bestellt?

Ich kann nicht erkennen, dass der Hauptstadtjournalismus eine ungewöhnliche Sonderstellung einnimmt. Herdenjournalismus und Hysterisierung, Tempospirale und zu viel Mainstream werden von den meisten Kolleginnen und Kollegen ja selbstkritisch reflektiert. Von einem historischen Versagen muss man jedoch im Fall des Rücktritts von Bundespräsident Horst Köhler sprechen. Für die tatsächlichen Ursachen

haben sich nur ganz wenige interessiert. Aber – alles Verdrängte kommt wieder.

Was halten Sie davon, wenn Redaktionen eigenen Recherche-Ressorts gründen, wie zuletzt bei der Welt geschehen?

Wir erleben ja derzeit einen wahren Boom solcher Recherche-Pools. Das ist prinzipiell sehr positiv zu bewerten, weil es den empirischen Nachweis gibt, dass eine intensive Teamarbeit ausgezeichnete Resultate für die Redaktionen bringt. Nur dürfen diese Ressorts nicht mit Kosteneinsparungen in den anderen Ressorts führen. Spitze darf nicht gegen Breite ausgespielt werden.

Wie bewerten Sie den DuMont-Reporterpool?

Da kann ich mir noch kein abschließendes Urteil bilden. Das wäre zu früh. Aber als regelmäßiger Leser der Frankfurter Rundschau und Abonnent der Berliner Zeitung ist die Zahl der Textübernahmen doch beachtlich. Natürlich wird die Eigenständigkeit und Pluralität dadurch reduziert.

Zurück zur Konferenz. Überraschungsgast in diesem Jahr ist Stefan Aust. Wie kam es dazu?

Wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben zahlreiche Verpflichtungen und müssen viele Termine unter einen Hut bekommen. Wir freuen uns, dass Stefan Aust über seine Pläne, Konzeptionen und sein multimediales Erfahrungswissen aus erster Hand berichtet.

Welches sind die weiteren Highlights des Branchentreffens?

Das kann man nur subjektiv beantworten. Für mich persönlich die Laudatio von Heribert Prantl zur Vergabe der "Verschlossenen Auster". Er ist als Groß-Rhetoriker ein Unikum und ackert bis zur letzten Minute an seinem Manuskript. Aber auch Carolin Emcke wird eine fulminante Eröffnungsrede halten. Hamburg ist eine Mischung aus Wundertüte und Handwerksmesse. Der wahre Wert der Konferenz wird erst erkannt werden, wenn es sie nicht mehr gibt.

Die "Verschlossene Auster" ist ein Negativpreis, der jedes Jahr im Rahmen der Konferenz verliehen wird. Er zeichnet Unternehmen aus Politik und Wirtschaft aus, die durch ihre Auskunftsverweigerung gegenüber Journalisten gegläntzt haben. Geben Sie uns einen kleinen Tipp: Wer wird 2010 den Preis entgegen nehmen?

Da müssen Sie sich bis Samstagmittag gedulden. Aber – die diesjährige Auswahl ist alternativlos.

Zudem vergibt der Netzwerk Recherche-Verein jährlich den Preis für herausragende Rechercheleistungen, den "Leuchtturm-Preis". Wen zeichnen Sie in diesem Jahr damit aus?

Das steht noch nicht fest. Aber es gibt schon ein Dutzend Top-Kandidaten; im November fällt die Entscheidung.

Wie viele Journalisten haben sich aktuell für die Konferenz angemeldet?

Heute waren es mehr als 800.

Kann man sich noch akkreditieren?

Ja. Unter www.netzwerkrecherche.de finden Sie die links zur Anmeldung. Und für die, die etwas anderes vorhaben, den Reader mit den Antworten auf die Leitfragen mit mehr als 100 Seiten kompakte Information zum journalistischen Geist der Zeit.

Christine Lübbers

08.07.2010

Zielsetzung

Zielsetzungen für das „netzwerk recherche“

1. Das „netzwerk recherche“ verfolgt das Ziel, die journalistische Recherche in der Medien-Praxis zu stärken, auf ihre Bedeutung aufmerksam zu machen und die intensive Recherche vor allem in der journalistischen Ausbildung zu fördern.
2. Zu diesem Zweck entwickelt das „netzwerk recherche“ Ausbildungskonzepte für die Recherche-Ausbildung, vermittelt Referenten und berät Institutionen der journalistischen Aus- und Weiterbildung in der Gestaltung und Umsetzung entsprechender Ausbildungskonzepte. Das „netzwerk recherche“ veranstaltet zudem eigene Recherche-Seminare sowie Modellseminare zu verschiedenen Themen.
3. Das „netzwerk recherche“ bietet ein Recherche-Mentoring für jüngere Kolleginnen und Kollegen an, um in einem intensiven Beratungs- und Austauschprozeß über jeweils ein Jahr einen entsprechenden Wissens-Transfer von erfahrenen Rechercheuren zu interessierten Kolleginnen und Kollegen zu organisieren.
4. Das „netzwerk recherche“ fördert den umfassenden Informationsaustausch zum Thema „Recherche“ und bietet seinen Mitgliedern entsprechende Foren an. Im Internet wird durch entsprechende newsletter die Kommunikation untereinander gefördert. Der Austausch über Projekte, konkrete Recherche-Erfahrungen etc., aber auch der Hinweis auf Weiterbildung und entsprechende Serviceangebote soll hier möglich sein.
5. Das „netzwerk recherche“ beteiligt sich am internationalen Austausch entsprechender Journalisten – Organisationen in Europa und in Übersee.
6. Das „netzwerk recherche“ vergibt einmal im Jahr einen Preis für eine aussergewöhnliche Recherche-Leistung, die Themen und Konflikte beleuchtet, die in der Öffentlichkeit bislang nicht oder nicht ausreichend wahrgenommen wurde: „Der Leuchtturm-Preis“ für besondere publizistische Leistungen.
7. Die Mitglieder des Netzwerkes setzen sich dafür ein, dass die Möglichkeiten der Recherche nicht eingeschränkt werden. Das „netzwerk recherche“ äußert sich öffentlich zu Fragen der Recherche und der Bezüge zur journalistischen Qualität, wenn Begrenzungen oder Einschränkungen der Pressefreiheit festgestellt werden.
8. Das „netzwerk recherche“ arbeitet mit anderen Journalisten Organisationen und Gewerkschaften zusammen, die im Grundsatz ähnliche Ziele verfolgen und ebenfalls dazu beitragen, den Aspekt der Recherche im Journalismus stärken um so die Qualität der Medien insgesamt zu verbessern.
9. Das „netzwerk recherche“ trifft sich einmal im Jahr zu einem Jahreskongress und erörtert jeweils aktuelle Tendenzen im Umfeld des „Recherche-Journalismus“ und setzt sich hier mit zentralen Themen im Zusammenhang mit der journalistischen Recherche und konkreten Fallbeispielen auseinander. Jedes Jahr wird ein „Infoblocker“ aus Politik oder Wirtschaft mit der „Verschlossenen Auster“ ausgezeichnet. Regionale Untergliederungen ermöglichen den Austausch in bestimmten Regionen.
10. Das „netzwerk recherche“ ist politisch unabhängig und verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke. Der Zusammenschluß der Journalisten hat den Status der Gemeinnützigkeit erhalten. Die laufende Arbeit und die Projekte des „netzwerkes“ werden durch Spenden und Mitgliedsbeiträge (mindestens 60 Euro im Jahr) finanziert.

Kritikpreis des "Netzwerk Recherche"

"Verschlossene Auster" geht an die Katholische Kirche

Die katholische Kirche erhält in diesem Jahr den Kritikpreis "Verschlossene Auster". Die Journalistenvereinigung "[Netzwerk Recherche](http://www.netzwerkrecherche.de)" (<http://www.netzwerkrecherche.de>) verlieh die Skulptur bei ihrer Jahrestagung in Hamburg stellvertretend an die Deutsche Bischofskonferenz. Die Kirche respektiere den Anspruch der Öffentlichkeit auf vollständige Informationen nicht und widerspreche damit eigenen Wertepostulaten nach Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, teilte die Jury mit.

Thomas Leif, Vorsitzender von "Netzwerk Recherche", erklärte, die katholische Kirche habe nur selten Bereitschaft zur Aufklärung gezeigt und stattdessen recherchierende Journalisten behindert, auch mit rechtlichen Mitteln wie Abmahnungen und Unterlassungserklärungen.

"Nicht alles richtig gemacht"

Der Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, erklärte, die Kirche wolle sich der Kritik stellen. "In der Kommunikationsarbeit haben wir durchaus nicht alles richtig gemacht", sagte er. Die katholische Kirche befinde sich derzeit in ihrer größten Krise seit 1945. "Wir haben uns zu lange schützend vor die Täter gestellt", sagte Kopp.



Preis des Netzwerks Recherche: die "Verschlossene Auster"

"Informationsblockierer des Jahres"

Der Kritik-Preis wird dem "Informationsblockierer des Jahres" verliehen. Er steht für mangelnde Offenheit und Behinderung der Pressefreiheit. Die Preisträger erhalten eine Skulptur des Marburger Künstlers Ulrich Behner aus reinem Schiefer.

Das "Netzwerk Recherche" vergibt den Preis an Organisationen, die sich mit der Preisgabe von Informationen den Medien verweigern. Preisträger der vergangenen Jahre waren unter anderem der ehemalige [Bundesinnenminister Otto Schily](#) ([/inland/meldung179854.html](#)), der damalige [DFB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder](#) ([/inland/meldung116232.html](#)), der damalige [Chef der Deutschen Bahn AG, Hartmut Mehdorn](#) ([/kultur/verschlosseneauster2.html](#)), das [Internationale Olympische Komitee](#) ([/inland/netzwerkrecherche100.html](#)) sowie der [Bundesverband deutscher Banken](#).

- Kritikpreis "Verschlossene Auster" für Bankenverband (06.09.2009) ([/inland/netzwerkrecherche100.html](#))

MEEDIA TOPSTORY

JOURNALISTENKONFERENZ ZUM THEMA EXPERTEN IN DEN MEDIEN

Netzwerk Recherche mit Rekordbesuch

Das Hamburger NDR-Gelände wird am Freitag und Samstag der Ort mit der wohl höchsten Journalisten-Dichte des Landes sein: Zur Netzwerk Recherche-Konferenz sind über 700 Reporter und Redakteure angereist – laut Kuno Haberbush, Mitorganisator des Events, ein Rekord. Thomas Leif, 1. Vorsitzender des Vereins, machte in seiner Begrüßung in Anlehnung an das Motto deutlich, wie inflationär Experten in den Medien vorkommen und warnte die Kollegen davor, die Einschätzungen unreflektiert zu übernehmen.

Das Schwerpunktthema der Veranstaltung ist in diesem Jahr „Fakten für Fiktionen. Wenn Experten die Wirklichkeit dran glauben lassen“. Leif leitete seine Rede mit einem Zitat der US-Filmschauspielerin Geraldine Chaplin ein: „Die Wahrheit ist selten so oder so. Meistens ist sie so und so.“

Der Spruch sei das Bonmot der diesjährigen Veranstaltung, so Leif. Häufig beschäftige man sich in seiner journalistischen Arbeit nicht intensiv genug mit der Rolle von Experten, was zur Folge habe, das Fehler entstünden. Journalisten treibe die Angst, bei der Komplexität eines Themas unterzugehen, so dass Experten eine beliebte Erlösung darstellten. Leif prangerte an, dass angeblich unabhängige Fachmänner für eine „Pseudo-Gewissheit“ instrumentalisiert würden.

Als Beispiel führte er der SWR-Chefreporter die Ausgabe des „heute Journals“ vom vergangenen Dienstag an. Dort sei ein von einem „gesichtsbekannten“ Makler der Frankfurter Börse der übermächtige Lobbyismus in Brüssel bewertet worden. Seine Vermutung ist, dass die Kollegen den Experten wählten, weil er in plakativer Form die Bedürfnisse der Journalisten befriedigte. Seiner Meinung nach hätte es in Brüssel auch andere, „echte“ Experten zu dem Thema gegeben.

In den Debatten, Vorträgen und Workshops werde man die Summe der Probleme bei der Expertenauswahl diskutieren und sich kritisch damit auseinandersetzen. Leif rief die Teilnehmer dazu auf, den Referenten auf den Zahn zu fühlen, wozu auch Experten gehören und erinnerte dabei nochmals an das Zitat der Chaplin-Tochter.

clueh

09.07.2010

Frankfurter Allgemeine Zeitung 12.07.2010

In der Hitze der Tagung

„Netzwerk Recherche“ will Journalisten als Experten

Zum achten Mal beschäftigte sich die Jahreskonferenz des „Netzwerk Recherche“ mit der Frage, wie Journalisten recherchieren. In brutender Hitze könnte sich der Journalist die Sache leicht machen, auf Twitter suchen und die treffliche Beschreibung eines Teilnehmers abtippen: „Hatte was von einer Klassenfahrt für journalistische Musterschüler.“

Doch die zweitägige Tagung beschäftigte sich mit der Rolle, die Experten im Journalismus spielen, und hatte damit ein wichtiges Thema. Zitieren statt recherchieren ist en vogue, weil Zeitdruck die Recherche verflüchtigt oder weil medienferne Experten die gewünschten prägnanten Sätze produzieren, auf die Journalisten nicht kommen, frei nach dem bösen Satz von Hannes Messemer: „Experten sind Leute, die andere daran hindern, ihren gesunden Menschenverstand zu gebrauchen.“

Journalisten brauchen Experten, weil sie selbst nicht die Muße haben, sich Expertenwissen auf einem Gebiet anzueignen und weil sie über viele Gebiete berichten müssen. Journalisten produzieren aber auch Experten.

Schön illustrierte dies Christoph Dornbach, Chefredakteur von dpa-infocom, in einer Diskussionsrunde über „Ethik-Standards“. Damit der Nachrichtendienst bei Meldungen von „brandgefährlichen“ Computerviren nicht die zur Übertreibung neigenden Experten der Softwarefirmen konsultieren muss, die Antivirusprogramme vertreiben, befragte er über längere Zeit einen Wissenschaftler der Universität Karlsruhe. Am Ende war dieser als Experte etabliert – und heute flugs

seine eigene Antivirus-Firma auf.

Kritisch wird das Geben und Nehmen, wenn die Experten eine eigene Agenda haben und die Journalisten das nicht merken. Wenn die Experten von Lobbyorganisationen bezahlt werden oder wenn sie schlicht Produktwerbung in eigener Sache betreiben. In mehreren Diskussionsrunden kam die „Kräutermelisse“ des Heilkräuterexperten Hans-Joachim Bankhofer zu späten Ehren, ein Produktname, den Journalisten ahnungslos benutzten. Am Ende beider Hitzetage herrschte verschwitzte Zufriedenheit: Recherche gibt es, sie kann verbessert werden, und sie ist die harte Garantie, dass im Zeitalter der Kostenkultur im Internet der Journalismus überlebt.

Sie adelt den Journalismus zum Qualitätsjournalismus, für den irgendwer irgendwie bezahlt. Thomas Leif, der Vorsitzende des Netzwerk Recherche, Chefredakteur beim öffentlich-rechtlichen Südwestrundfunk, nutzte die Gelegenheit, den Verlegern einen theologischen Mangel vorzuwerfen: „Die Zahl der sachlosen Verleger wächst“, sagte er im Interview mit dem Branchendienst Media.

Passend zu dieser hart recherchierten Erkenntnis ging der jährlich verliehene Negativpreis der „Verschlossenen Auster“ für den Informationsblockierer des Jahres an die katholische Kirche. Ihr Verhalten im Missbrauchsskandal wurde vom Laudator Heribert Prantl gerügt, einstmals Messdiener unter dem Kirchenmann Ratzinger. Prantl hiefte sich dabei auf den Schutzpatron der Journalisten und Gelächerten, Franz von Sales. Dieser benutzte um 1600 das damals hochmoderne

neue Medium des Flugblatts, um den katholischen Glauben im kalvinistischen Genf zu verbreiten. Dabei recherchierte von Sales so intensiv und präzise über den Calvinismus, dass er zum Experten wurde.

Die verschlossene Auster wurde von Matthias Kopp, dem Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, abgeholt. Kopp räumte in seiner Rede ein, dass sich die Kirche falsch verhalten habe und Verbesserungsbedarf bestehe. Man sei jedoch kein Konzern und keine politische Partei und müsse die Erwartungen aller enttäuschen, die von der Kirche eine moderne Kommunikationskommunikation forderten.

Wo Journalisten Journalisten treffen, war eine Debatte über „Pay Content“ vom Internetangeboten natürlich Pflicht. Der Jammerschrei dieser Tagung wurde von Maybrit Illner moderiert, die sich nach Kräften mühte, eine Konfrontation der Blogger Stefan Niggemeyer und Markus Beckedahl mit den Redakteuren Hans-Jürgen Jakobs („Süddeutsche Zeitung“) und dem „Spiegel“-Chef Georg Mascolo herbeizuführen. Wenn alle von der Publizistik leben, bleibt es bei unverbindlichen Preisempfehlungen wie der Aussage zu bezahlten Internet-Inhalten hinter einer Paywall: „Hinter einer Mauer kann man verdammt einsam sein“, sagte Jakobs. Und Mascolo übertrug in der Diskussion um das geplante Leistungsschutzrecht der deutschen Verlage mit dem Bekenntnis, dass er die Vorschläge der Verleger gar nicht gelesen habe. Das darf man wohl als kleinen Seitenhieb auf die Veranstaltung werten, die das Hohelied der Recherche sang. DETLEV BÖRCHERS

Pressespiegel zur nr-Jahreskonferenz 2010 (Auswahl)

Johannes Büchl: Jahrestagung des “Netzwerks Recherche” (Darmstädter Echo, 17.07.2010), <http://www.echo-online.de/freizeit/multimedia/medienpublizistik/Jahrestagung-des-Netzwerkes-Recherche;art2550,1015463>

Eleni Klotsikas (im Gespräch mit Jörg Wagner): “Die Verschlussene Auster geht an...” – der größte Infoblockierer 2010 (radioeins-Medienmagazin, 10.07.2010), <http://www.wagner.tv/?p=1487>

Michael Meyer: Von “Mietmäulern” und “Expertokratie” (Deutschlandradio Kultur, 10.07.2010), <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/fazit/1222551/>

Holger Hettinger: Leif: Medien sind auf falsche Experten und “Mietmäuler” fixiert (Deutschlandradio Kultur, 09.07.2010), <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/thema/1220879/>

Sven Preger (im Gespräch): Chancen für Mistkratzer (DRadio Wissen, 08.07.2010), http://wissen.dradio.de/index.36.de.html?dram:article_id=3999

Heribert Prantl: Das kalte Herz der Kirche (sueddeutsche.de, 10.07.2010), <http://www.sueddeutsche.de/medien/katholische-kirche-erhaelt-negativ-preis-das-kalte-herz-der-kirche-1.973073>

Matthias Kopp: Neues aus Vatikanistan (sueddeutsche.de, 12.07.2010), <http://www.sueddeutsche.de/medien/katholische-kirche-pr-krise-neues-aus-vatikanistan-1.973650>

Simone Schellhammer / Joachim Huber: Gute Zeiten, schlechte Seiten? (Der Tagesspiegel, 10.07.2010), <http://www.tagesspiegel.de/medien/gute-zeiten-schlechte-seiten/1880172.html>

Peer Schader: Zwei Abschiede und ein Grippefall (Spiegel Online, 11.07.2010), <http://www.spiegel.de/kultur/tv/o,1518,705830,00.html>

Christine Lübbers: “Die Zahl der seelenlosen Verleger wächst” (Meedia, 08.07.2010), http://meedia.de/nc/details-top-story/article/die-zahl-der-seelenlosen-verleger-wchst_100029006.html

Christine Lübbers: Netzwerk Recherche mit Rekordbesuch (Meedia, 09.07.2010), http://meedia.de/nc/details-top-story/article/netzwerk-recherche-mit-rekordbesuch_100029033.html

Christine Lübbers: Verschlussene Auster für katholische Kirche (Meedia, 10.07.2010), http://meedia.de/nc/details-top-story/article/verschlussene-auster-fr-katholische-kirche_100029045.html

Detlef Borchers: Netzwerk Recherche: Pentestereien für Journalisten (heise online, 12.07.2010), <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Netzwerk-Recherche-Pentestereien-fuer-Journalisten-1036699.html>

Carolin Emcke: “Mit guten Gründen misstrauen” (taz, 12.07.2010), <http://www.taz.de/1/debatte/kommentar/artikel/1/mit-guten-gruenden-misstrauen/>

Karolin Jacquemain: Traute Einigkeit (Hamburger Abendblatt, 12.07.2010), <http://www.abendblatt.de/kultur-live/article1564143/Traute-Einigkeit.html>

Veit Neumann: Warum Dr. Prantl (k)ein “Hau den Lukas” der Journalisten ist (kath.net, 16.07.2010), <http://www.kath.net/detail.php?id=27425>

Bernd Hagenkord: Die Kirche, die Informationsverweigerin!? (Radio Vatikan, 15.07.2010), <http://www.oecumene.radio-vaticana.org/ted/Articolo.asp?c=408499>

Stefan Aigner: Müller - ein Fiasko für die katholische Kirche (regensburg-digital.de, 15.07.2010), <http://www.regensburg-digital.de/muller—ein-fiasko-fur-die-katholische-kirche/15072010/>

Jens Wiesner / kna: Journalisten rügen Kirche (domradio.de, 11.07.2010),
<http://www.domradio.de/aktuell/65647/journalisten-ruegen-kirche.html>

NDR: "Juristische Mittel dürfen investigative Berichterstattung nicht verhindern" (NDR, 10.07.2010),
<http://www.ndr.de/nachrichten/netzwerkrecherche100.html>

APA/apn: Katholische Kirche erhält Preis "Verschlossene Auster" (derStandard.at, 10.07.2010),
<http://derstandard.at/1277337825823/Informationsblockierer-des-Jahres-Katholische-Kirche-erhaelt-Preis-Verschlossene-Auster>

tagesschau.de: "Verschlossene Auster" geht an die Katholische Kirche (tagesschau.de, 10.07.2010),
<http://www.tagesschau.de/inland/verschlosseneauster102.html>

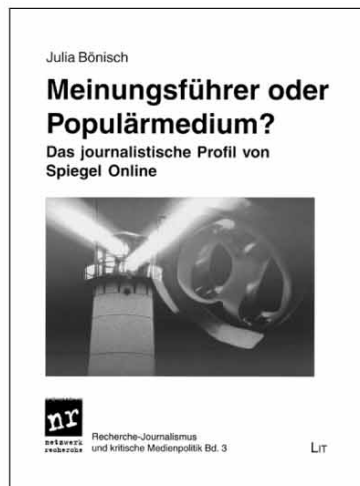
ddp: "Verschlossene Auster" für katholische Kirche (NZZ Online, 10.07.2010), http://www.nzz.ch/nachrichten/international/verschlossene_auster_fuer_katholische_kirche_1.6523534.html

dpa: "Katholische Kirche erhält Kritikpreis" (FR-online.de, 11.07.2010, sowie zahlreiche weitere Medien),
http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/2836997_Katholische-Kirche-erhaelt-Kritikpreis.html

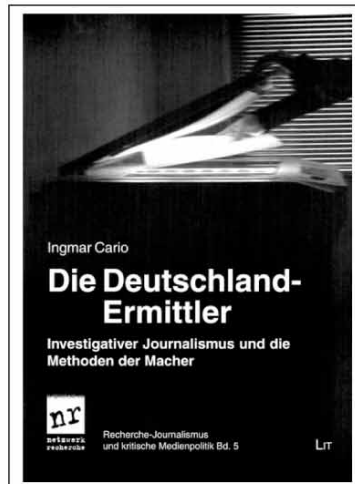


Sven Preger
Mangelware Recherche
176 S., 9,90 €, br.,
ISBN 3-8258-8254-3

dialen Einigungsprozess? Und wie lässt sich eine funktionierende deutsch-deutsche Öffentlichkeit herstellen?
304 S., 29,90 €, br.,
ISBN 3-8258-9059-7



Julia Bönisch
Meinungsführer oder Populärmedium?
Das journalistische Profil von *Spiegel Online*
192 S., 12,90 €, br.,
ISBN 3-8258-9379-0



Ingmar Cario
Die Deutschland-Ermittler
Investigativer Journalismus und die Methoden der Macher
Investigative Journalisten recherchierten in Deutschland bislang im Verborgenen. Dieses Buch gibt nun erstmals einen spannenden Einblick in die Methoden der Macher: Wie beschaffen sie sich interne Informationen und wie überprüfen sie diese? Wie schützen sie ihre Informanten und pflegen ihre Kontakte? Mit welcher Gegenwehr haben sie bei ihren Recherchen zu kämpfen? Befragt wurden investigative Journalisten unterschiedlicher Medien, die offen und ungeschminkt über ihre Arbeit berichten. Jeder kann nun von ihren Hinweisen und Erfahrungen lernen und diese auf die eigene Arbeit übertragen. Denn dieses Buch zeigt: Beim investigativen Journalismus kommt es weniger auf die berühmte Spürnase an als auf das richtige Handwerk, das erlernbar ist. Gleichzeitig macht es aber auch deutlich, wie schlecht die Bedingungen für investigative Recherchen in deutschen Redaktionen sind. Eine detaillierte Analyse auf der Grundlage der vorhandenen Literatur zeigt die Gründe für die Diskrepanz zwischen der großen Bedeutung des investigativen Journalismus und seinem geringen Stellenwert im deutschen Mediensystem. Dieses Buch ist mehr als nur eine wissenschaftliche Studie, es hat den Nutzwert eines Handbuchs: Ein Buch, das Einblicke in die Werkstatt von professionellen Recherche-Journalisten gibt. Ein Buch für alle, die wissen möchten, wie kritischer Journalismus funktioniert. Ein Buch, das zeigt, dass kritischer Journalismus die Voraussetzung für eine lebendige Demokratie ist.
248 S., 14,90 €, br.,
ISBN 3-8258-0080-6



Ilona Wuschig
Anspruch ohne Wirklichkeit
15 Jahre Medien in Ostdeutschland
Die deutsch-deutsche Medienwelt ist im Jahr 15 Jahre nach der Einheit geteilt: Der Westen liest „Spiegel“ und guckt „Tagesschau“; der Osten „Super-Illo“ und „blitz“. Die Chefredaktionen sitzen im Westen. Gesamtdeutschland nutzt die Erfahrungen von Ostdeutschen mit zwei Systemen, mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen nicht. Die Folge: Die Zufriedenheit mit der Staatsform Demokratie in Ostdeutschland nimmt ab! Wie muss politische Kommunikation aussehen, damit beide Deutschlands die anstehenden Probleme diskutieren und angehen? Was ist falsch gelaufen im me-



Matthias Armbrorst
Kopffäger im Internet oder publizistische Avantgarde?
Was Journalisten über Weblogs und ihre Macher wissen sollten
264 S., 14,90 €, br.,
ISBN 3-8258-9633-1



netzwerk
recherche

Wir danken für die Unterstützung bei der Durchführung der nr-Jahreskonferenz 2010:





FAKTENFÜRFIKTIONEN

WENN EXPERTEN DIE WIRKLICHKEIT DRANGLAUBEN LASSEN

Dokumentation zur Jahrestagung 2010 von netzwerk recherche e. V.

- Herausgeber** netzwerk recherche e. V.
Geschäftsstelle: Stubbenhuk 10, 5. OG; 20459 Hamburg
info@netzwerkrecherche.de
www.netzwerkrecherche.de
- Konzeption** Prof. Dr. Thomas Leif (verantw.)
- Redaktion** Dr. Marcus Nicolini (Texte Studierende KAS),
Thomas Schnedler (Texte Studierende Universität Hamburg)
- Gestaltungskonzept & Artwork** N. Faber de.sign, Wiesbaden
- Fotografie** Bastian Dincher, Isabelle Giebeler (N. Faber de.sign)
- Druck** ColorDruck, Leimen

© Wiesbaden 8/2010

Spendenkonto: Sparkasse Köln, Konto-Nr. 69863, BLZ 370 502 99
netzwerk recherche e. V. ist vom Finanzamt Wiesbaden als gemeinnützig anerkannt.



NDR

Das Beste am Norden

Journalismus braucht Recherche.

Und Sendeplätze. Die haben wir.



„Wir brauchen Journalisten, die Hintergründe transparent machen und zugleich für jeden verständlich formulieren können.“

Die Zielsetzung des Journalistenpreises, den die ING-DiBa einmal im Jahr vergibt, entspricht meiner Vorstellung von einem Wirtschaftsjournalismus, der dem Bürger Urteilskraft über ökonomische Themen verschafft.“

Helmut Schmidt, Bundeskanzler a. D.

DER HELMUT SCHMIDT-JOURNALISTENPREIS 2011

Der Helmut Schmidt-Journalistenpreis wurde erstmals 1996 ausgeschrieben und wird seitdem jedes Jahr für besondere Leistungen auf dem Gebiet der verbraucherorientierten Berichterstattung über Wirtschafts- und Finanzthemen verliehen. Der Preis ist insgesamt mit 30.000 Euro dotiert.

Einsendeschluss ist der 30. Juni 2011.

Nähere Informationen zum Preis und zur Anmeldung finden Sie unter:
www.helmutschmidtjournalistenpreis.de



HELMUT SCHMIDT
JOURNALISTENPREIS

GESTIFTET VON DER
ING  **DiBa**